2,00 DM / Band 782
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Knochenbrut der alten Templer

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Knochenbrut der alten Templer

John Sinclair Nr. 782

von Jason Dark

erschienen am 29.06.1993

Titelbild von Oliviero Berni

Sinclair Crew

Knochenbrut der alten Templer

Der Mann mit dem Messer schlich durch den nachtdunklen Ort!

Er war ein Mensch mit zwei Armen, zwei Beinen, einem Körper, einem Gesicht, und er war trotzdem eine Maschine des Bösen, die dem unheilvollen Drang nachkommen musste, denn ihn hatten die anderen Kräfte ausgewählt, den Tod zu bringen.

Er war ein Werkzeug in ihrer Hand, und er konnte sich kaum mehr an sein früheres Leben erinnern. Es war plötzlich über ihn gekommen, aber auch sehr schleichend und langsam, und er hatte es nicht geschafft, sich vor ihm zu verstecken.

Etwas Böses, Dunkles, Grauenvolles, für das es sogar einen Namen gab – die schwarze Flut!

Sie hatte sich in den Ort hineingeschlichen, um ihre Opfer zu holen.

Nicht alle Menschen waren von der schwarzen Flut erfasst worden, sie hatten sich glücklicherweise in Sicherheit bringen können, aber einen aus ihrem Kreis hatte es erwischt.

Der Mann hieß Alain Ducasse, früher gehörte er zu den Templern, das aber lag längst hinter ihm.

Jetzt war er jemand, der anderen Gesetzen gehorchte, denen des Bösen, der schwarzen Flut und Baphomet, der mächtigen Gestalt dahinter.

Er hatte letztendlich die Templer in Alet-les-Bains in seinen Bann ziehen wollen, was ihm nicht gelungen war, und so hatte die schwarze Flut nur einen Menschen verändern können.

Ducasse drückte sich in eine schmale Gasse. Sie verdiente die Bezeichnung nicht mal, es war nur ein Spalt zwischen zwei Häusern, kaum schulterbreit, und wenn er den Kopf hob, sah er einen schmalen Streifen des dunkelblauen Himmels über sich, der wie eine gemalte Fläche wirkte und nicht einmal den Glanz der Sterne zeigte.

Alain besaß das Messer, und Alain wollte töten. Beinahe wäre es ihm gelungen, aber dieser Chinese, den er in Toulouse abgeholt und nach Alet-les-Bains begleitet hatte, war ihm im letzten Augenblick entkommen, denn es war ihm gelungen, sich auf den Knochen-Sessel zu retten, dessen Magie ihn fortgeschafft hatte. Irgendwohin, möglicherweise in ein Land zwischen den Welten, vielleicht ins Jenseits, vielleicht auch in ein Pandämonium. Ihn hatte Ducasse nicht erwischen können, ebenso wenig wie seine früheren Freunde, die geflohen waren, bevor die schwarze Flut den Ort erreichte.

Sie waren weg, aber sie würden zurückkehren, und darauf wartete Alain Ducasse.

Die böse Flut, die ihn umfasst hielt, hatte ihm einen Auftrag gegeben, der grausam und schlimm war. Er sollte sie alle töten, er war der Mann für das Blutgericht über die Templer, die sich in Baphomets Schatten wie ein Geschwür des Lichts ausbreiteten und ihn schwächten. Das konnte, das durfte auch nicht sein, und so fühlte sich Alain Ducasse als der einsame Rächer.

Er hatte in den letzten beiden Tagen viel nachdenken können und war auch zu einem Entschluss gekommen. Es gab eigentlich nur einen Ort, an den sich seine ehemaligen Freunde hatten zurückziehen können. Nicht sehr weit von Alet-les-Bains entfernt und trotzdem für ihn so gut wie unangreifbar, denn in die Kathedrale der Angst, in diese schmale Schlucht zwischen den Felsen, traute er sich nicht hinein. Dort waren seine Freunde in Sicherheit, denn das silberne Skelett schützte sie vor schlimmen Angriffen. Nur würden sie sich nicht ewig dort aufhalten können.

Irgendwann mussten sie zurückkehren, getrieben von menschlichen

Bedürfnissen wie Hunger und auch Durst.

Dann würde er sie empfangen! Ducasse lächelte, als er daran dachte. Er hob die alte Klinge an und legte die Breitseite gegen seine Lippen, weil er die Kälte spüren wollte.

Kalt wie der Tod! Seine Augen funkelten, die Unruhe nahm zu. Es geschah immer dann, wenn er an den Tod dachte, der für ihn seinen Schrecken verloren hatte. Er würde den Tod bringen, denn der Tod war sein Freund.

In den letzten beiden Tagen hatte er sich verändert. Er war hagerer geworden, seine Augen lagen tiefer in den Höhlen als sonst und strahlten einen düsteren Blick ab. Die Lippen zeigten kein Lächeln mehr, die wirkten wie graue, breite Striche, die aufeinander lagen.

Auch seine Haut hatte den gesunden Farbton verloren. Sie wirkte wie die eines alten Mannes, doch alt fühlte sich Alain Ducasse auf keinen Fall. Im Gegenteil, er war bereit, blitzschnell einzugreifen und zuzuschlagen, wenn sich die Gelegenheit ergab.

Der Tag war sein Feind, die Nacht war sein Freund. Da schlich er durch den Ort, schaute durch die Fenster in die hellen Wohnungen hinein. Er sah die Menschen – Männer, Frauen und Kinder.

Manchmal zuckte es in ihm, und dann zuckte das Messer stets mit.

Er hielt sich zurück. Bisher hatte er die Klinge in keinen Körper versengt, weil er noch an seinen Auftrag dachte. Aber der Widerstand wurde schwächer. Irgendwann – möglicherweise schon in dieser Nacht oder spätestens morgen – musste er der schwarzen Flut beweisen, dass sie einen würdigen Diener gefunden hatte.

Die Flut selbst war nicht mehr zu sehen. Sie hatte ihren Weg fortgesetzt, irgendwohin zu neuen Zielen, über die sich Ducasse keine Gedanken machte. Er lebte in der Gegenwart, er lebte in dieser Nacht und klemmte in seinem Versteck fest.

Die Bewohner von Alet-les-Bains wussten, dass die Templer den Ort verlassen hatten. Allerdings enthielten sie sich der offenen Kommentare. Vielleicht redeten sie darüber, wenn sie unter sich waren, doch in der Öffentlichkeit war das Thema tabu.

Überhaupt hatten die Templer sehr isoliert gelebt. Sie waren akzeptiert, aber nicht als Einheimische anerkannt worden, auch wenn sie sich noch so freundlich gaben.

Ducasse grinste schief, als er daran dachte. Und er spannte sich, als er die Tritte hörte.

Die Gasse vor ihm war schmal. Steine in unregelmäßiger Höhe bedeckten sie als Pflaster. Wer hart auftrat, dessen Tritte erzeugten Echos, die von den Wänden der dicht beisammen stehenden Häuser widerhallten. So war es nur sehr schwer möglich, eine gewisse Entfernung abzuschätzen, und Ducasse wusste deshalb nicht, wie nahe die Person schon an sein Versteck herangekommen war.

Da er es genau wissen wollte, schob er sich bis zum Rand vor. Seine rechte Schulter schleifte dabei über die raue Wand.

Es war eine sehr kühle Nacht, und vor seinem Mund dampfte der Atem in kleinen, grauen Wolken. Er stieß ihn nicht zu weit vor, weil er den anderen nicht warnen wollte. Diesmal überkam ihn der Drang wie eine heiße Woge. Ein Feuer schien in seinem Innern zu lodern. Seine Gedanken wurden davon überschwemmt, er dachte an sein Messer und hielt sich in diesen Augenblicken für unbesiegbar.

Die Saat der schwarzen Flut ging bei Alain auf.

Töten! Vernichten! Menschen in ihrem Blut liegen sehen, auch wenn es keine Templer waren, aber er wollte üben.

Das erste Opfer war nicht mehr weit von ihm entfernt. Er blieb an der Wand stehen und konzentrierte sich darauf.

Die Schritte wurden nicht gleichmäßig gesetzt, sie unterschieden sich auch in der Lautstärke, im Tempo ebenfalls, denn der Mensch legte hin und wieder eine Pause ein, um sich zu erholen.

Alain Ducasse dachte über ihn nach, ohne ihn bisher gesehen zu haben. Er konnte sich gut vorstellen, dass der Ankömmling einiges getrunken hatte und deshalb nicht mehr in der Lage war, normal zu gehen. Das hätte gepasst, denn auch in Alet-les-Bains gab es Gäste, die erst weit nach Mitternacht die Kneipen verließen und sich mehr oder minder zügig auf den Weg nach Hause machten.

Ducasse lauerte an einer relativ einsamen Stelle am Ortsrand. Viel Betrieb herrschte hier nie.

Jenseits der Gasse und auch hinter der alten Steinmauer lagen Gärten, und der enge Spalt, in den er sich hineingedrückt hatte, teilte nur die Rückfronten der Häuser.

Er wartete, und er lächelte, als er das leise Singen des nächtlichen Heimkehrers hörte. Ihm war jetzt klar geworden, dass der Mann angetrunken war. Er würde leichtes Spiel mit ihm haben.

Eine Laterne stand nicht in der Nähe. Die nächste war so weit entfernt, dass nicht mal ihr Schein zu sehen war. Das einzige Licht wurde von den Gestirnen am Himmel abgestrahlt, zu der auch die bleiche Mondscheibe zählte.

Eine ideale Mordnacht! Der Angesäuselte ahnte von nichts. Er war nur wenige Schritte von Alains Versteck entfernt, stolperte dann über einen Stein und fluchte, weil er das Gleichgewicht nicht mehr halten konnte.

Er fiel hin. Nicht aufs Gesicht, der Mann war noch geistesgegenwärtig genug, die Arme auszustrecken, um sich auf dem Pflaster abstützen zu können. Er fluchte noch einmal, hustete und spuckte Schleim aus. Für seine Umgebung hatte er keinen Blick.

Ducasse lächelte.

Alles passte, und er löste sich mit einer Drehbewegung aus seinem

Versteck. Nach einem Schritt schon hatte er die Gasse betreten, ohne von dem Angetrunkenen bemerkt worden zu sein, der viel zu stark mit sich selbst beschäftigt war und einen regelrechten Hustenanfall bekommen hatte. Er holte röchelnd Luft, verfluchte sich und seine Trinkerei und sah das Verhängnis auf zwei Beinen nicht, das auf ihn zukam.

Neben ihm blieb Alain stehen.

Er schaute auf den Rücken und den Kopf des Knienden hinab, und die Spitze des Messers zielte auf den Körper. Sekunden verstrichen.

Alain sah auch keinen Grund, den anderen zu stören, er wollte, dass sich der Mann erst erholte, dann konnte er zuschlagen.

Der Husten verflog, und der Betrunkene räusperte sich nur mehr.

Dabei drehte er den Kopf nach rechts und nach links – und erstarrte in der Bewegung nach links.

Er hatte die Beine gesehen! Der Mann tat nichts, holte nur röchelnd Luft.

Ducasse lachte leise. Es war ein Geräusch, das den anderen Mann aufmerksam machen sollte, und es verfehlte seine Wirkung tatsächlich nicht, denn der Betrunkene schielte in die Höhe.

Zuerst sah er den Mann. Dabei zuckten seine Lippen. Es sah aus, als wollte er grinsen, um anschließend die Gestalt zu begrüßen.

Bis er das Messer sah! Da verging ihm das Grinsen. Sein Gesicht nahm einen starren Ausdruck der Angst an. Er wusste plötzlich, was dieser andere mit ihm vorhatte, denn so betrunken war er nicht.

»Merde, ich…« Ducasse bückte sich. Sein Griff war hart wie eine Klammer. Er zerrte den Mann hoch, drehte ihn herum und schleuderte ihn dann wie ein Bündel alter Lumpen gegen die Gassenmauer. Der Betrunkene konnte den harten Aufprall nicht abfangen. Er wurde durchgeschüttelt, sein Hinterkopf stieß noch an. Der Betrunkene stöhnte auf, spürte die warme Nässe des Bluts in seinem grauen Haar, sackte in die Knie, aber der veränderte Templer war schneller. Er fing den Mann ab, bevor dieser zu Boden sinken konnte.

Der Betrunkene hing im Arm des Mannes. Halb kniend, halb stehend, den Kopf zurückgedrückt, die bittenden Augen weit geöffnet.

Aber auch so etwas wie Unverständnis leuchtete aus den Augen. Er bewegte seinen Mund und schaffte es nicht, die Worte zu formulieren, die ihm auf der Zunge lagen. Die dunkel gekleidete Gestalt vor ihm verschwamm wie in einem schwarzen Nebel, aus dem sich etwas Helles hervorschälte, das Messer! Der Betrunkene begriff nicht.

Er sah, dass dieser helle Gegenstand über seinem Gesicht schwebte.

Er bewegte sich, war mal rechts, dann wieder links.

»Ich werde dich zerschneiden!« flüsterte Ducasse. »Ich werde deine Eingeweide dem Baphomet weihen und…«

»Tu es nicht, Alain!« Die Stimme war scharf und zischend, und Alain

Ducasse stand plötzlich unbeweglich…

Die Klinge schwebte noch immer über dem Gesicht des Betrunkenen. Lucien, der grauhaarige Templer, der gesprochen hatte und der von den anderen vorgeschickt worden war, um auszukundschaften, was sich in Alet-les-Bains getan hatte, trat aus dem tiefen Schatten eines Hauses hervor wie ein Geist. Lucien trug einen langen Mantel, hatte ihn aber nicht geschlossen und hielt beide Schöße mit den Händen fest, damit der Wind sie nicht vorwehte. Er schaute in das Profil seines ehemaligen Mitbruders. Lucien wusste, dass er nicht viel tun konnte, er war auch zu spät gekommen und dankte es nur der Stille des Ortes, dass er den Schauplatz überhaupt gefunden hatte.

Lebte er überhaupt noch?

Ducasse atmete tief durch. Er verband es mit einem leisen Knurren, es klang sehr unwillig, er fühlte sich wie ein Tier, das auf seinem Beutezug gestört worden war.

Lucien bewegte sich nicht. Er wollte den anderen nicht reizen. Er konnte nicht wissen, in welch einer Verfassung sich dieser Mensch befand. Die schwarze Flut hatte ihn unter ihre Kontrolle bekommen, und Flut reimte sich auf Blut.

Alain Ducasse stieß ein knurrendes Geräusch aus. Tierhaft und wütend zugleich klang es. Dann schüttelte er sich und schleuderte den Betrunkenen von sich.

Der Mann prallte wieder gegen die Mauer. Diesmal sackte er endgültig zusammen. Dicht neben der Mauer blieb er im Unkraut liegen und wimmerte leise.

Ducasse kümmerte sich nicht um ihn. Für ihn war Lucien wichtiger. Er drehte sich, hatte seinen rechten Arm vom Körper abgewinkelt, und das Messer machte die Bewegung mit. Es fuhr wie ein schimmerndes Schwert durch die Luft.

Dann ging er auf Lucien zu.

Der grauhaarige Templer wusste, dass er Alain an Körperkräften unterlegen war. Beinahe schon sechzig Jahre alt, hatte er den größten Teil seines Lebens hinter sich. Trotzdem dachte er nicht an den Tod. Er wollte nicht durch die Klinge eines verblendeten Mitbruders sterben. Er musste ihr entkommen, denn seine Brüder innerhalb der Felsenkathedrale mussten gewarnt werden.

Wichtig war zunächst, dass er es geschafft hatte, einem Unschuldigen das Leben zu retten, weil er einfach nicht daran glaubte, dass sich Alain noch für den Mann interessierte. Dessen Interesse galt seinem ehemaligen Mitbruder.

Den ersten Schritt hatte er noch irgendwie schwerfällig zurückgelegt. Den zweiten schon schneller, beim dritten rannte er schon. Und er war so schnell, dass es Lucien nicht mehr rechtzeitig schaffte, die Flucht zu ergreifen.

Plötzlich war die Gestalt vor ihm. Sie bewegte sich hektisch, der rechte Arm flog hoch, damit auch das lange Messer, und dann raste es auf Lucien zu.

Der Templer drehte sich weg. So schnell er konnte, dann konnte er Glück haben. Er hatte es, denn das herabsausende Messer erwischte nicht ihn, sondern den mitschwingenden Mantelschoß.

Von innen her fuhr die Klinge in die rechte Seite hinein. Für einen Moment hakte sie sich dort fest, und durch Luciens Rückwärtsbewegung riss er Alain noch mit, der etwas stolperte und dem plötzlichen Tritt seines Widersachers nicht mehr ausweichen konnte.

Die Schuhsohle klatschte in Alains Gesicht, der nicht schrie, sondern würgte und nach vorn fiel.

Lucien zerrte an seinem Mantel. Er bekam ihn frei, die Klinge rutschte wieder heraus, aber Ducasse startete keinen neuen Angriff.

Er hatte mit sich selbst zu tun und hielt eine Hand vor sein Gesicht.

Unter dem Ballen drang eine dunkle Flüssigkeit hervor. Es war Blut, das aus seiner Nase lief.

Lucien wich zurück. Er stand unter Stress und auch unter einem Schock. Zudem war er Realist und wusste, dass er bisher nur Glück gehabt hatte. Das konnte sich leicht ändern. Er fühlte sich auch nicht in der Lage, den Mann zu überwältigen. Alain besaß noch immer das Messer, er würde merken, wenn jemand in seine Nähe kam.

Seine linke Hand sank nach unten. Das Gesicht lag frei. Er konnte wieder sehen, er würde ihn erkennen, die Wut und der Hass würden wieder explodieren und ihn die Schmerzen in seiner Nase oder in seinem Gesicht vergessen lassen.

Deshalb bewegte sich Lucien zurück.

Langsam und geduckt ging er. Der Mantel hatte an der rechten Seite einen klaffenden Schnitt bekommen, was ihn nicht störte, weil er nur sein Leben retten wollte.

Das Pflaster war holprig, deshalb hob er die Füße sehr hoch, und er sah, wie der Mann vor ihm kleiner wurde, sich aber regte, schüttelte und dann aufstand.

Mit einem Ruck nur hatte er es geschafft, auf die Beine zu kommen. Zuerst stellte er sich nur hin, er schwankte etwas, wischte mit dem Ärmel über seine Nase hinweg, die vielleicht nur mehr ein Klumpen war, dann aber setzte er sich in Bewegung.

Dem zurückweichenden Lucien kam es so vor, als wäre ein Fahrzeug gestartet worden.

Der Fahrer gab Gas, das Auto wurde schneller, und die Geschwindigkeit nahm weiter zu.

So war es auch mit Ducasse. Seine Schmerzen kümmerten ihn nicht mehr, er hatte sie vergessen.

Er wollte sein Opfer, und er wollte es für die Tat büßen lassen.

Lucien kannte Alain gut. Er war noch jung, gerade mal sechsundzwanzig Jahre alt. Er gehörte zu den stärksten und kräftigsten Männern aus ihren Reihen. Der wesentlich ältere Mann wusste, dass er gegen Ducasse keine Chance hatte.

Auch nicht im Lauf, denn Alain holte auf.

Beide Männer befanden sich noch in der Gasse. Sie führte leicht bergab und war bis zu ihrem Ende mit den unterschiedlich hohen Steinen gepflastert.

Eine Stolperfalle im wahrsten Sinne des Wortes, und Lucien betete, dass ihm nicht dieses Schicksal widerfuhr. Keuchend rannte er weiter, in seinem Nacken spürte er den unsichtbaren Druck der Peitsche, die ihn gnadenlos vorantrieb.

Er konnte auch sein Unterbewusstsein aktiviert haben, um sein Leben zu retten.

Links die Hauswände, rechts die Mauer. Sie zogen sich durch bis zum Ende der Gasse. Wenn es Türen an den Rückseiten der Häuser gab, dann waren sie verschlossen. Vielleicht nicht alle, doch darauf wollte es der Flüchtling nicht ankommen lassen. Er wusste auch, dass er das Ende der Gasse als freier Mensch nicht mehr würde erreichen können, dafür war Alain einfach zu schnell, und er brüllte bereits seinen Zorn hinaus, aber auch die Freude darüber, dass sich die Distanz zu seinem Opfer immer mehr verringerte.

Lucien floh, er trampelte, er rannte, er holte alles aus seinem Körper heraus, aber er wusste genau, dass er nicht mehr allzu lange durchhalten konnte.

Das Alter, das verfluchte Alter. Er musste ihm Tribut zollen, und im Training war er auch nicht.

Schon bald kam er sich vor wie eine alte Dampflok, deren Kohle-und Wasservorräte erschöpft waren.

Rechts sah er die Mauer.

Ein Schatten, der nicht abreißen wollte. Er rannte an ihr entlang, er schaute hoch, und sie kam ihm so verflucht unüberwindlich vor, nur war sie seine einzige Chance. Das Ende der Gasse war zwar nah, für ihn jedoch zu weit entfernt.

Nichts zu machen. Wenn er es erreichte, dann nicht mehr auf seinen eigenen Beinen.

Aus diesem Grunde änderte Lucien die Richtung. Der ältere Templer sammelte noch einmal seine Kräfte und eilte schräg auf die Mauer zu.

Sie bestand aus dicken Steinen, die unregelmäßig aufeinander lagen, und ihre Krone war so hoch, dass der Templer, um sie zu erreichen, springen musste. Es würde ein Risiko bleiben, aber es war immerhin eine Chance.

Lucien stieß sich ab.

Er schnellte dem Widerstand entgegen, schleuderte die Arme hoch. Dabei betete er, dass es ihm gelang, den Rand der Mauer schon beim ersten Griff zu fassen.

Wuchtig prallte er gegen den harten Widerstand. Er schrammte mit dem Gesicht über die rauen Steine, seine Lippe fing an zu bluten, das aber merkte er nur wie nebenbei. Es war Lucien gelungen, sich am Mauerrand festzuhalten. Er zog sich in die Höhe, trat mit den Füßen gegen die Mauer, er hörte sich keuchen, aber er hörte auch die Tritte seines Verfolgers.

Sie waren nahe.

Zu nahe! Lucien zog die Beine an. Er schrie, es gelang ihm, sich hochzustemmen, und die Hoffnung durchflutete ihn.

Da packte die Hand des Verfolgers zu. Der Templer spürte sie an seinem linken Knöchel. Er würde vielleicht noch eine Sekunde Zeit haben, dann zerrte ihn der andere wieder nach unten.

Das wollte Lucien nicht. Seine folgende Reaktion resultierte aus dem Akt der Verzweiflung. Mit dem rechten Bein trat er zu, während er sich auch weiterhin festklammerte. Immer wieder, er zählte gar nicht mit, aber er spürte den Widerstand, was ihm Hoffnung gab.

Dann hörte er den Schrei.

Im nächsten Augenblick ließ der Druck nach, kurze Zeit später war er ganz verschwunden.

Lucien hörte noch einen Fluch, er war plötzlich frei und konnte nicht sagen, wie es ihm gelungen war, sich auf die relativ breite Krone der Mauer zu rollen.

Er hatte es geschafft.

Da lag er keuchend, doch Zeit, sich auszuruhen, ließ man ihm nicht. Er drehte sich sofort nach rechts. Dass hinter der Mauer ein verwilderter Garten lag, wusste er.

Lucien sprang hinein. Im ersten Augenblick kam ihm der Sprung wie ein Sturz ins Bodenlose vor, dann hatte er Glück, denn die Zweige blattloser Büsche fingen ihn auf. Er brach hindurch, der weiche Boden dämpfte den Aufprall etwas, und er rollte sich um seine eigene Achse, bis er einen härteren Widerstand spürte.

Auf einem schmalen Trampelpfad blieb er liegen. Tränen klebten in seinen Augen, die Lippen schmerzten, die Haut auf seinem Gesicht brannte. Er fühlte sich zerschlagen, aber er lebte, und allein das zählte.

Lucien hörte sich selbst schwer atmen. Diese Geräusche übertönten alles andere, er würde die Tritte seines Verfolgers kaum hören.

Ihm war klar, dass er hier nicht länger liegen bleiben konnte.

Mühsam raffte er sich hoch.

Nach wenigen Schritten erreichte er einen kleinen Teich. Lucien umging ihn, blieb auf dem Trampelpfad und hoffte, dass Alain nicht

die gleiche Idee gehabt hatte wie er. Immerhin war Ducasse schneller und konnte ihn an einem bestimmten Punkt erwarten.

Der Garten war verwildert. Im Sommer diente er den Kindern als Spielplatz. Da konnten sie auch in die Obstbäume hineinklettern, die Lucien nun Deckung gaben. Trotzdem war er noch immer auf der Hut, noch immer von der Angst einer Entdeckung getrieben.

Das Ende des Gartens wurde von einer Böschung gebildet. Auch sie kippte zur Seite hin ab. Die Straße davor lag wie ein breiter Schatten in der nächtlichen Stille.

Niemand lauerte auf Lucien.

Er rutschte die Böschung hinab, blieb am Straßenrand stehen und schaute sich um.

Nicht weit entfernt stand die Kirche. Der Templer dachte daran, dass er sich dort unter Umständen verstecken konnte. Kein schlechter Gedanke, den er trotzdem wieder verwarf, weil ihm andere Dinge wichtiger erschienen. Er wollte auf jeden Fall wieder zurück zu den anderen Mitbrüdern und ihnen Bericht erstatten. Zudem warteten sie schon sehnlichst auf ihn, denn er war ihnen einen Bericht schuldig.

Noch stand Lucien unter einem starken seelischen Druck, so dass er die Schmerzen kaum spürte.

Seine Beine kamen ihm extrem schwer vor, doch er wollte nicht klagen. Bisher war alles glatt gegangen.

Er wusste nicht, wie Alain Ducasse reagierte. Nur konnte er sich vorstellen, dass dieser Mann nicht aufgegeben hatte. Er würde versuchen, sein Opfer trotz allem zu bekommen, und Lucien konnte sich vorstellen, dass Ducasse vor einem Mord auch nicht zurückschreckte. Deshalb musste er weiterhin vorsichtig sein. Für ihn bedeutete dies, den Ort auf Schleichwegen zu verlassen. Davon gab es einige, und Alain konnte nicht alle überwachen.

Nach einer guten halben Stunde hatte Lucien Alet-les-Bains hinter sich gelassen. Er spürte den Nachtwind, der kalt gegen seinen Körper fuhr. Vor ihm lagen die Berge. Sie waren sein Ziel.

Die Nacht war zum Glück dunkel. Selbst der Mond hatte sich hinter einer Wolke versteckt. Er war nur schwach zu sehen, kein bleiches Silberlicht floss in die Ebene hinein.

Jetzt spürte er die Schmerzen. Er hatte ein Taschentuch gegen die aufgeplatzte Lippe gepresst. Die Beine waren schwer geworden, auch seine Knie hatten etwas abbekommen, im Gesicht musste sich ebenfalls eine blutige Schramme befinden, aber die Beine gehorchten ihm. Er hatte sich nichts verstaucht, nur eben die Schwäche machte ihm zu schaffen, das aber war ihm egal.

Die Aufgabe trieb ihn voran. Aus ihr schöpfte er die Kraft, um den relativ langen Weg zurücklegen zu können. Manchmal musste er pausieren, immer dann, wenn die Erschöpfung wie eine Welle an ihn

herantrat und seine Umgebung ins Schwanken geriet.

Die Botschaft war wichtig. Seine Freunde warteten darauf. Er würde ihnen berichten können, wie es im Ort aussah und dass es noch gefährlich war, normal zurückzukehren.

Die schwarze Flut war verschwunden, aber sie hatte ein Opfer hinterlassen, eben Alain Ducasse.

Was mit dem Chinesen Suko geschehen war, das stand in den Sternen. Seiner Ansicht nach befand er sich nicht mehr in Alet-les-Bains. Lucien hoffte stark, dass ihm die Flucht gelungen war. Sollte dies tatsächlich der Fall gewesen sein, würde Suko auch Warnungen aussprechen können und eine davon sicherlich an John Sinclair weiterleiten. Der ebenfalls verschwundene Abbé und John Sinclair waren Freunde. Der Mann aus London würde alles daransetzen, um Bloch und auch Suko zu finden. Dies gab Lucien Hoffnung und auch Kraft, so dass er den Rest der Strecke wieder mit etwas mehr Mut zurücklegte.

Es sah nicht gut aus, da gab er sich keinen Illusionen hin. Aber verloren hatten sie auch nicht…

***

Ich war zusammen mit Jane Collins buchstäblich aus den Niederlanden geflohen und hatte alles andere den zuständigen Behörden überlassen, die sich mit Scottland Yard kurzschließen sollten.

Auf keinen Fall wollte ich dort noch einige Tage aufgehalten werden, um irgendwelche Aussagen zu machen und Papiere zu füllen.

Die Hexe von Hilversum gab es nicht mehr, und um ihren großen Widersacher, diesen Oberverbrecher Jan de Rijber, konnten sich andere kümmern.

Ich hatte andere Sorgen.

Noch immer beschäftigte mich die schwarze Flut und deren Auswirkungen. Diesmal nicht in Trevine, sondern in Alet-les-Bains, denn dieser Ort war das Ziel der schwarzen Flut gewesen.

Es wollte mir noch immer nicht in den Kopf, was da alles abgelaufen war. Ich dachte an die Menschen von Trevine, die von diesem Grauen überfallen worden waren und sich nun in Behandlung zahlreicher Mediziner und Psychologen befanden.

Ich hätte ihnen gern einen Besuch abgestattet, aber Suko und der Abbé waren wichtiger.

Es gab sie nicht mehr, sie waren beide verschwunden, als hätte sie der Erdboden verschluckt.

Hinzu kam, dass es mir nach meiner Rückkehr nach London nicht gelungen war, mich mit den Templern in Verbindung zu setzen. Das Telefon war gestört. Ich hatte es immer und immer wieder versucht.

Vergeblich.

Deshalb gab es nur eines für mich: Ich musste selbst nach Frankreich fahren und mich um die Dinge kümmern. Mein Chef, Sir James Powell, war damit natürlich sofort einverstanden gewesen, letztendlich ging es um Suko. Was es in London zu regeln gab, wollte er übernehmen. Ich musste einfach den Rücken für die Templer freihaben und auch für das makabre Möbelstück, das ich vor einiger Zeit dank Bill Conollys finanzieller Hilfe in New York hatte ersteigern können, diesen Skelett-Sessel.

Nach wie vor stellte er mich vor große Rätsel.

Für mich war er so etwas wie ein Schlüssel zu einer anderen Welt.

Ich wusste, dass der Sessel Zeitreisen ermöglichte, allerdings Reisen in andere Welten oder nur in eine Welt, die den geheimnisvollen Namen Avalon trug. Ich selbst hatte diesen Versuch noch nicht gestartet, und dafür gab es Gründe. Ich wollte erst herausfinden, wer dieser Sessel einmal gewesen war. So ungewöhnlich es sich anhörte, aber es stimmte. Ich hatte keine Ahnung davon, wem das Skelett einmal gehört hatte, aus dem der Knochen-Sessel entstanden war.

Natürlich hatte ich spekuliert und wusste, dass er mit den Templern in einem unmittelbaren Zusammenhang stand. Doch eine direkte Auskunft hatte ich noch nicht erhalten. Möglicherweise gehörte dieses Skelett einem der großen Templer-Führer, aber das stand noch nicht fest.

Ersteigert worden war er in den Staaten. Dort aber hatte ich den Weg des Sessels nicht zurückverfolgen können. Alle Spuren verliefen leider im Sande.

Ich musste mich um ihn kümmern, und da war von Vorteil, dass ich ihn meinem Freund Abbé Bloch überlassen hatte. Der Knochen-Sessel stand nun in Alet-les-Bains. In dem Ort, in den Sir James Suko geschickt hatte. Dort war mein Freund auch verschwunden. Ebenso der Abbé, denn die schwarze Flut hatte das große Dorf vor mir erreicht.

Mir hatten der Flug und die Fahrt mit dem Leihwagen nichts ausgemacht. Ich fühlte mich wie hoch gepowert und hatte kurz vor dem Erreichen meines Ziels angehalten.

Durch einige Verspätungen hatte ich Zeit verloren, so dass ich erst beim Einsetzen der Dämmerung in Alet-les-Bains eintreffen würde.

Aber den Ort konnte ich bereits sehen. Er lag vor mir in einer flachen Talmulde.

Ich hatte den Wagen gestoppt und war ausgestiegen. Nichts war mir fremd, auch nicht die hohen, dunklen Felsen im Hintergrund, wo die Kathedrale der Angst lag und ich Hector de Valois, meinem Ahnherrn, die silbrige Knochenhand schütteln konnte. Dort wollte ich hin, allerdings erst, nachdem ich mich in Alet-les-Bains umgeschaut hatte.

Eine Veränderung stellte ich nicht fest. Die ersten Lampen brannten bereits, der Verkehr war nie überwältigend, höchstens im Sommer, wenn die Touristen kamen. Jetzt dagegen war es ruhig.

Ich sah die Kirche, die Dächer der Häuser, die schwammigen Lichtinseln, und nichts deutete auf ein Verbrechen oder auf eine dämonische Gefahr hin.

Mein Blick wanderte nach links, wo das Haus der Templer lag. Es war ein relativ flaches Gebäude, und es fiel inmitten der anderen Bauten nicht auf. Wer allerdings hineinging und einen der Räume unter dem Dach betrat, der hätte gestaunt über die sich dort befindliche Kommunikationszentrale, denn so weltfremd lebten die Templer nun auch nicht.

Ich stieg wieder in meinen Renault, den ich mir am Airport geliehen hatte und rollte dem Ort entgegen. Die Straße führte in Kehren ins Tal. Es würde nicht mehr lange dauern, dann fiel der erste Schnee. Alet-les-Bains lag relativ hoch auf einem gewaltigen Plateau vor der mächtigen Kulisse der Pyrenäen.

Abgeerntete Felder, kleine Scheunen und windschiefe Hütten passierte ich. Der Weg war hart und uneben, und mein Wagen schaukelte enorm.

Ein grauer Himmel begleitete mich. Nur undeutlich konnte ich dort oben die Scheibe des Mondes erkennen. Im Ort selbst fuhr ich noch langsamer und ließ meinen Blick dabei schweifen.

Es fiel mir nichts auf, bis auf die Ruhe vor dem Haus der Templer.

Dieser Platz war relativ groß, von ihm führten mehrere Gassen ab, und ich stellte meinen Wagen dort ab.

Als ich ausstieg, hatte ich das Gefühl, in eine dichte Wolke des Schweigens zu treten. Es war alles so anders und seltsam geworden.

Zu still für meinen Geschmack. Ich spürte, dass dieses breite Haus vor mir nicht mehr bewohnt war.

Ich dachte natürlich an Suko. Dabei rann ein Schauer über meinen Rücken. Er hatte die Templer erreicht. Was dann genau passiert war, darüber konnte ich nicht mal spekulieren. Ich ging nur davon aus, dass die schwarze Flut Alet-les-Bains erreicht und nicht so zugeschlagen hatte wie in Trevine, denn die Menschen, die ich bisher gesehen hatte, die hatten sich normal verhalten.

Natürlich wollte ich das Haus der Templer durchsuchen, aber zunächst einen anderen Zeitpunkt abwarten. Es war für mich auch wichtig, etwas mehr zu erfahren. In Gasthäusern wollte ich damit beginnen. Ganz fremd war ich in Alet-les-Bains auch nicht. Zumindest würden sich einige Bewohner an mein Gesicht erinnern.

Die Templer lebten etwas abseits. Um das Zentrum zu erreichen, musste ich durch eine Gasse gehen. Dabei fiel mir auf, wie schweigend und auch irgendwie bedrückt die Menschen waren.

Wenn sich unsere Blicke begegneten, schauten sie mich scheu und manchmal abweisend an. Nur hin und wieder fuhr jemand mit dem Auto. Die meisten gingen zu Fuß oder verließen sich auf ihre Fahrräder.

Im Zentrum gab es einige Gasthäuser. Das größte war über eine Treppe zu erreichen, die von zwei Geländern eingerahmt wurde.

Die Tür und einige Fenster standen offen, und ich hörte schon auf den Stufen den Stimmenwirrwarr.

Ich stieß die Tür auf und betrat das Lokal, auch mit Vorsatz, etwas zu essen, denn Hunger hatte ich schon. Ein großer Raum empfing mich. Man konnte ihn nicht gerade als gemütlich bezeichnen. Er war alt, und auch die Bestuhlung passte sich dem Alter an.

Verschiedene Tische waren besetzt. Ich blieb drei Schritte vor der Tür stehen, schaute mich um und überlegte dabei, ob ich mich an die Theke stellen oder zu den Einheimischen setzen sollte.

Natürlich war mein Eintreten aufgefallen. Die Gäste beobachteten mich, den Fremden, sehr genau. Feindseligkeit wehte mir nicht entgegen, allerdings ein gesundes Misstrauen, denn ich war hier der Eindringling. Deshalb grüßte ich freundlich. Mir fiel auf, dass einige Gäste die Köpfe zusammensteckten und flüsterten. Wahrscheinlich war ich ihnen bekannt vorgekommen.

Mein Weg hatte mich unbewusst auf die Theke zugeführt. Dort saß ein älterer Mann vor seinem Rotwein. Er trug die Haare ziemlich lang, trotzdem fielen mir auch die Pflaster auf. Eines klebte auf der Stirn, ein zweites auf seiner rechten Wange.

Ich ließ einen Hocker zwischen uns frei, grüßte meinen Nachbarn, der mich scharf musterte, nickte – immerhin etwas – und sich dann seinem Wein widmete.

Der Wirt war ein korpulenter Mensch mit einer Halbglatze und Augenbrauen wie dunkle Balken.

Dadurch wirkte er etwas finster. Er kam, wischte die Theke vor mir sauber und sprach mich an, noch bevor ich meine Bestellung hatte aufgeben können.

»Wenn Sie die Templer suchen, Monsieur, die sind nicht mehr hier. Sie haben uns verlassen.« Ich nickte vor mich hin.

»Woher wollen Sie wissen, dass ich Sie suche, Monsieur?«

»Ich kenne Sie.«

»Tatsächlich?«

»Ja, ich habe Sie schon hier gesehen. Sie sind ein Freund des Abbés, nicht wahr?«

»Es stimmt.«

»Auch er ist nicht mehr hier.«

»Ja, das ist mir bekannt. Wissen Sie denn, ob mein Freund, ein Chinese, ebenfalls hier war?«

»Noch einen Roten, Marcel«, bestellte mein Tresennachbar. »Ist gut.«

»Und für mich das gleiche«, rief ich dem Wirt zu. »Und sagen Sie mir bitte, was ich noch zu essen bekomme.« Er überlegte einen Moment, bis ihm einfiel, dass noch ein Geflügelsalat da war. »Er ist frisch. Dazu kann ich Ihnen Brot geben.«

»Ja, das ist gut.«

Marcel bestellte ihn in der Küche und kümmerte sich dann um unsere Bestellung. Ich bekam ein großes Glas mit dem Roten hingestellt und hörte auch einen leisen Vorwurf.

»Zum Salat hätte besser ein Weißer gepasst.«

»Spielt keine Rolle.«

»Wie Sie wollen.« Ich probierte. Es war ein einfacher Landwein.

Nicht gepantscht, nicht gesüßt, auch nicht zu stark.

Er erfrischte mich und ließ die Trockenheit aus meiner Kehle verschwinden. Mir fiel auf, dass ich von der Seite her beobachtet wurde. Es war der Gast mit den Pflastern im Gesicht. Als sich unsere Blicke trafen, nickte er mir zu.

»Sie suchen die Templer, wie?«

»Stimmt.« Er wiegte den Kopf und schniefte. »Es wird Ihnen kaum gelingen, sie zu finden, denn sie haben sich zurückgezogen.«

»Das habe ich leider auch feststellen müssen. Wissen Sie denn, wo sie hingegangen sein könnten?«

»Nein, leider nicht. Es gibt da nur Vermutungen.«

»Welcher Art?« Er drehte sein Glas. »In die Berge vielleicht. Sie haben es ja nicht grundlos getan.«

»Bestimmt nicht.« Der Mann trank schlürfend und murmelte dann, als wollte er mehr mit sich selbst sprechen: »Aber einer ist noch hier. Er ist in Alet-les-Bains zurückgeblieben.«

»Wie bitte?«

»Oui, Monsieur, Sie haben richtig gehört. Einer ist noch hier. Vielleicht kam er auch wieder.«

»Sie haben ihn gesehen, nehme ich an?« Er lachte krächzend. »Gesehen ist gut. Ich habe ihn sogar gespürt, Ihren Freund. Er wollte mich umbringen.«

Die Antwort war ein starkes Stück gewesen, und mir fehlten zunächst einmal die Worte. Nach einer Weile hatte ich mich gefangen und fragte leise: »Umbringen?«

»So ist es.«

»Warum?«

»Keine Ahnung.« Ich wollte ihn aus der Reserve locken und sagte:

»Das kann ich kaum glauben.« Der Mann lächelte schief, bevor er seinen rechten Arm hob und den Zeigefinger ausstreckte. Mit der Spitze deutete er gegen seine Wange und auch gegen die Stirn. »Sehen Sie die beiden Pflaster, Monsieur? Sie sind ein Andenken an ihn. Ich

werde nie mehr in der Nacht nach Hause gehen. Da hat er mich nämlich gestellt. Er hat ein Messer, ein sehr langes. Ich kenne die Dinger aus den Küstenstädten. Die Fischer nehmen sie, um ihren Fang zu zerschneiden. Schärfere Messer gibt es nicht!«

»Und damit wollte er Sie töten?«

»Ja.«

»Ein Templer?«

»Sind Sie schwerhörig?«

»Nein, nein, ich wollte es nur noch einmal wissen, weil ich es kaum fassen kann.«

»Es war aber so.« Er holte röchelnd Atem. »Wir haben hier einen Killer im Ort. In der Nacht ist er unterwegs. Da traut sich keiner mehr nach draußen. Ich gehe jetzt auch.« Er schlug mit der flachen Hand auf die Theke. »Marcel, ich bin weg.«

»Ist gut, Vincent.«

»He, warten Sie!« Ich wollte ihn zurückhalten, doch er schüttelte den Kopf. »Sollen wir nicht wenigstens einen Wein miteinander trinken, Vincent?«

»Auch das nicht.« Er setzte seinen Hut auf und tippte gegen die Krempe. Dann verließ er das Lokal und ließ mich ziemlich frustriert an der Theke hocken.

»Ihr Salat, Monsieur.« Der Wirt schob mir den Teller unter die Nase und stellte auch einen Brotkorb hin.

Das Essen sah gut aus. Die Geflügelstücke waren leicht angebraten und ertranken nicht in einer dicken Soße. Einige grüne Blätter entdeckte ich auch, und als ich den ersten Bissen genommen hatte, konnte ich mir ein zufriedenes Nicken nicht verkneifen.

»Ist er gut, Monsieur?«

Ich nickte. »Sehr gut, sogar.«

»Ja, meine Mutter macht ihn.« Ich aß und unterhielt mich dabei nicht weiter, weil der Mann mit den anderen Gästen genug zu tun hatte. Ich ärgerte mich darüber, dass dieser Vincent verschwunden war. Er hätte mir sicherlich noch mehr erzählen können, so aber hatte er mich nur neugierig gemacht. Vielleicht fand ich noch einen anderen Gast, der mich tiefer einweihen konnte.

Der Wein schmeckte mir auch, obwohl er rot war. Ich aß zwei Scheiben Weißbrot und war satt, als ich den Teller zurückschob und den Wirt noch einmal lobte.

»Da sehen Sie, Monsieur, was man hier alles bekommt. Nicht nur Paris ist der Nabel Frankreichs.«

»Für uns ist er sowieso hier.«

»Ich weiß.« Er brachte den Teller weg. Als er zurückkehrte, schaute er auf die Zigarette, die ich ihm hinhielt. »Danke, ich bin so frei.«

Er nahm eine.

»Und ich bekomme noch einen Roten.«
»Sofort.«
Er servierte ihn und grinste mich dabei an. »So, und jetzt stellen Sie Ihre Fragen, Monsieur.«
Auch ich rauchte, blies den Qualm zur Seite und lächelte zurück.
»Welche Fragen?«
»Die Ihnen Vincent nicht beantwortet hat.«
»Sie haben gut zugehört, Marcel.«
»Das gehört zur Arbeit.« Er hob die Schultern und stemmte seine Hände auf die Theke. Ich kam direkt zur Sache.
»Hat Vincent denn gelogen, als er von sich sprach?«
»Das hat er nicht.«
»Dann gibt es diesen Mann mit dem Messer?«
»In der Tat.«
»Hier in Alet-les-Bains? Hier schleicht er in der Nacht herum auf der Suche nach Opfer?«
»Wir gehen davon aus.«
»Wie lange schon?«
Marcel überlegte. »Na ja, seit drei Tagen wissen wir es. Es muss einer der Templer sein. Keiner von uns weiß, was in ihn gefahren ist. Diese Leute waren für uns eine Bereicherung. Wir sind gut mit ihnen ausgekommen. Ich habe zwei schulpflichtige Kinder. Wenn die Schwierigkeiten mit dem Lernstoff hatten, dann waren die Templer oft genug so freundlich, um ihnen Nachhilfe zu geben. Wir alle hier haben sie gemocht. Um so erstaunlicher ist es, dass einer von ihnen so durchgedreht hat. Verdammt, warum denn einer? Was ist mit den anderen? Dass sie weg sind, steht fest, aber den Grund kennt niemand.«
Ich kannte ihn, doch ich hütete mich davor, dem Wirt eine exakte Antwort zu geben. Die schwarze Flut trug daran die Schuld, aber sie war den Menschen hier glücklicherweise erspart geblieben. Ich rührte mit der Zigarettenglut im Ascher und hatte die Stirn dabei in Falten gelegt.
»Tut mir leid, Marcel, aber ich kann Ihnen auch nicht mehr sagen. Ich bin erst seit kurzem hier und habe mir vorgenommen, das Verschwinden der Templer zu klären.«
»Darauf warten wir hier.«
»Kann ich mir denken. Haben Sie denn keinen Verdacht?«
»Nein, nichts. Es hat sich einiges geändert, seit dieser Irre durch den Ort schleicht. Ich werde gleich schließen, und die Gäste gehen nach Hause. Sie fühlen sich draußen nicht mehr wohl. Hinter jeder Ecke kann der Killer lauern. Keiner möchte in sein Messer laufen.«
»Verstehe.« Ich drückte die Kippe aus. »Wie ist es denn mit dem Haus der Templer? Haben Sie dort schon einmal nachgeschaut oder

nachschauen lassen?«

Marcel trat hastig einen Schritt zurück. »Gott bewahre, nur das nicht, Monsieur.«

»Warum nicht?«

»Keiner ist lebensmüde. Wir alle hier haben Angst. Wir nehmen sogar an, dass sich dieser Unhold im Haus der Templer tagsüber verborgen hält und es erst bei Anbruch der Dunkelheit verlässt. Beweise haben wir nicht, aber es liegt auf der Hand.«

»Das ist gut möglich«, gab ich ihm recht. »Dieser Mensch wird nicht gerade darauf versessen sein, entdeckt zu werden, falls er es nicht selbst will.«

»Stimmt.«

»Wer ist denn noch angegriffen worden? Oder war Vincent der einzige?«

»Oui. Jedenfalls habe ich nichts anderes gehört. Und er hatte irrsinniges Glück, denn ein anderer Templer tauchte auf und hat de Irren vertrieben.«

Ich horchte auf. »Welcher andere denn?«

Marcel hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Es muss ein Templer gewesen sein. Die Namen der Männer kenne ich natürlich nicht, aber die beiden waren Feinde, wobei der Retter von dem Killer verfolgt wurde. Ich hoffe, dass er es geschafft hat.«

»Das hoffe ich auch. Dann kann ich wohl davon ausgehen, dass nicht alle Templer aus Alet-les-Bains verschwunden sind – oder?«

»Keine Ahnung.« Der Wirt schaute auf die Uhr. »Pardon, aber in fünf Minuten mache ich hier dicht.« Er rief es auch den anderen Gästen zu, während ich einige Geldscheine aus der Tasche holte und sie auf die Theke legte.

Ich wusste, dass es bisher noch Spaß gewesen war. Der bittere Ernst würde für mich mit dem Verlassen des Lokals beginnen, denn ich würde mich in der Dunkelheit nicht zurückziehen. Ich wollte den Templer finden. Für mich war er ein Opfer der schwarzen Flut, eines unwahrscheinlich bösen Geistes, der sich aus den Seelen der in England begrabenen Baphomet – Templer zusammensetzte, damit er die alten Aufgaben erfüllen konnte, die er von den damals Lebenden übernommen hatte.

Ich hatte Glück, dass die schwarze Flut so reagierte wie bei dem gefährlichen Todesnebel. Durch mein Kreuz war ich geschützt, und ich hoffte, dass es auch in Zukunft so blieb.

Der Wirt kassierte das Geld, wollte mir etwas zurückgeben, doch ich winkte ab. »Nein, lassen Sie es. Sie haben mir sehr geholfen.«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Und was werden Sie jetzt tun?«

»Mich in Alet-les-Bains umschauen. Es kann ja sein, dass mir der Killer über den Weg läuft. Ich habe mich schon immer für Menschen interessiert, die mit Messern töten.«

Marcel atmete stöhnend aus. »Dann kann ich nur hoffen, dass ich Sie morgen hier noch sehe.«

»Bestimmt, denn Unkraut vergeht nicht.«

Ich lächelte, schlug mit der Hand auf die Theke und rutschte vom Hocker. Der Weg zur Tür glich einem Spießrutenlaufen. Man beobachtete mich, sprach mich aber nicht an. Sicherlich hatte es sich herumgesprochen, weshalb ich in den Ort gekommen war. Vielleicht gab es auch welche unter den Gästen, die mich, den Einzelgänger, bedauerten. Das war ich gewohnt, damit kam ich auch zurecht.

Draußen empfingen mich bereits die Dunkelheit und eine feuchte Kühle. Es roch nach Nebel und Dunst. Ich stellte den Kragen meiner Jacke hoch und schaute gegen den Himmel.

Als dunkles Gemälde malte er sich über meinem Kopf ab. Wolken trieben sacht dahin, der Mond war nach wie vor ein blasser Kreis.

Hinter mir fiel die Tür auf und zu. Der Reihe nach verließen die Gäste das Lokal.

Ein älterer Mann blieb neben mir stehen. Er sprach, ohne mich anzuschauen und verfolgte nur seine graue Atemfahne.

»Ich weiß, weshalb Sie hier sind, Monsieur, und ich wünsche Ihnen viel Glück. Befreien Sie uns von der Bestie. Wir schaffen es nicht.«

»Sie haben es noch nicht versucht.«

»Das stimmt. Aber wir sind nicht so mutig.« Er schlug mir auf die Schulter. »Alles Gute, Monsieur.«

Dann ging er weg.

Auch ich blieb nicht länger vor dem Lokal stehen. Meine Aufgabe war wichtiger. Ich wollte mir das Haus der Templer von innen ansehen und hoffte, dass ich ohne große Schwierigkeiten hineingelangen würde. Zur Not musste ich eben einbrechen. Mit gemessenen Schritten aber auch sehr wachsam machte ich mich auf den Weg…

Als glücklichsten Moment in meinem Leben wollte ich es nicht gerade bezeichnen, aber ich war doch froh, dass die Tür zum Templerhaus nicht verschlossen war. Ich konnte die menschenleere Heimstatt meiner Freunde betreten und hatte sofort den Eindruck, von den Schatten umfasst worden zu sein. Sie lagen in diesem Haus, waren grau und blau, manchmal auch schwarz, und sie bildeten eine gefährliche Dunkelheit, die nichts für ängstliche Menschen war. Da konnte ich die Bewohner schon verstehen, dass sie das Haus mieden. Ich blieb im Flur stehen und lauschte in das Haus hinein.

Es war nichts zu hören. Die Stille umfing mich wie ein dickes Bleipaket. Allerdings war es nicht stockfinster. Immerhin ahnte ich

einige Umrisse. Ich wusste, wo die Treppe begann, und mir war auch bekannt, wo die einzelnen Zimmer der Templer lagen, unter anderem das von Abbé Bloch. Dort stand auch der Skelett-Sessel! Natürlich war ich neugierig auf ihn. Ich würde ihn mir auch ansehen, zuvor allerdings musste ich das Haus durchsuchen. Es konnte sein, dass ich einen Hinweis auf die Verschwundenen fand. Möglicherweis hatten sie mir sogar eine Nachricht hinterlassen. Sie mussten ja damit rechnen, dass ich kam, um nachzuforschen. Wieder einmal half mir meine Stablampe, ihr heller Strahl reichte mir völlig aus. Er tanzte vor mir die Treppenstufen hoch, als ich die rechte Hand drehte. Ich wertete es als Zeichen, mich zunächst in der oberen Etage umzuschauen und stieg so leise wie möglich die Stufen hoch. Meine Tritte waren die einzigen Geräusche in dem Haus. Die Finsternis kam mir vor wie dicker Teer. Immer wieder schien sie das Licht meiner Lampe zu fressen, und auch in der oberen Etage war es nicht anders als unten.

Vor einer Tür blieb ich stehen, drückte sie dann auf und betrat die »Zentrale« des Hauses. Schräge Fenster ließen das schwache Licht von außen in den ansonsten dunklen Raum sickern. Elektronische Geräte schimmerten matt. Ich bin kein Techniker, aber einen Computer konnte ich schon von einer Funkanlage unterscheiden. Vor einem modernen »Kommunikationszentrum« blieb ich stehen. Mich interessierte nur das Telefon. Das Fax und der Anrufbeantworter waren uninteressant.

Auf einem Stuhl mit weicher Sitzfläche nahm ich Platz und kümmerte mich um den Hörer. Ich drehte mich dabei so, dass ich zur Tür schauen konnte, die sich als hohes Rechteck schwach abzeichnete. Mit der Lampe leuchtete ich noch einmal die Zahlenreihe ab, bevor ich damit anfing, eine Londoner Nummer zu wählen.

Sir James fand ich bestimmt in seinem Büro. Der Ruf kam durch, ich löschte die Lampe, es wurde abgehoben, und wenig später erreichte eine vertraute Stimme mein Ohr. »Sir, ich bin es.«

»John. Das ist gut.«

»Warum? Hat sich etwas Neues ergeben?«

»Nein, nichts, was für Sie von Interesse wäre«, sagte mein Chef.

»Wenn ich nachrechne, müssten Sie eigentlich in Alet-les-Bains sein…«

»Das bin ich. Und zwar im Haus der Templer, das allerdings leer ist.« Ich schlug die Beine übereinander. »Außer mir befindet sich niemand hier. Nicht einmal eine Maus.«

»Also sind sie weg?«

»Ja. Bis auf einen.«

»Wieso das?«

»Sir, die Templer haben mehr Glück gehabt als die Bewohner von Trevine. Sie sind der schwarzen Flut entwischt. Einer konnte ihr

allerdings nicht entwischen, und die schwarze Flut hat ihn verändert.«

»Mordete er?«

»Er hat es versucht.« Mehr sollte Sir James nicht wissen. Er erkundigte sich sofort nach Suko.

»Da muss ich passen, Sir. Ich habe ihn bisher nicht gesehen. Er ist auch den Bewohnern von Alet-les-Bains nicht aufgefallen. Nach ihm habe ich mich zu allererst erkundigt. Er ist ebenso verschwunden wie die anderen Templer.«

»Haben Sie keinen Hinweis?«

»Nun ja, ich rechne damit, dass sie sich in die Kathedrale der Angst zurückgezogen haben.«

»Das ist nicht verkehrt, denke ich.«

Ich nickte, obwohl es Sir James nicht sehen konnte. »Der gleichen Meinung bin ich auch. Deshalb habe ich mir vorgenommen, der Kathedrale einen Besuch abzustatten, und zwar noch in dieser Nacht. Ich muss mit den Leuten reden.«

»Aber Sie glauben nicht daran, dass die Templer Suko mit in die Kathedrale genommen haben.«

»Richtig.«

»Wo kann er dann sein?«

»Da gibt es noch den Sessel.«

Sir James schnaufte. »Glauben Sie das wirklich, John? Nach den schlechten Erfahrungen, die Suko mit ihm gemacht hat. Der Sessel hätte ihn beinahe getötet.«

»Das muss aber jetzt nicht so sein.«

»Gott bewahre Ihren Optimismus, John.«

»Sir, wir haben hier andere Verhältnisse, und ich muss auch Abbé Bloch mit in den Fall mit einbeziehen. Er ist ebenfalls verschwunden. Er hat ja mit Ihnen gesprochen, bevor sie Suko auf die Reise schickten, und ich glaube, dass er einen anderen Weg gefunden hat, um sich zurückzuziehen. Ich werde es herausfinden.«

»Tun Sie das. Wie ich Sie kenne, werden Sie versuchen, den Templer zu stellen.«

»Ja, den Veränderten.«

»Gut, ich kann nichts für Sie tun. Seien Sie vorsichtig. Ich möchte nicht, dass auch Sie noch verschwinden.«

»Keine Sorge, Sir, ich bin zu schwer.« Mit diesen Worten legte ich auf, setzte mich wieder normal hin und wollte die kleine Leuchte an mich nehmen, als ich das Geräusch vor der Tür hörte.

Sofort war ich hellwach! War es ein Klopfen oder Schleifen gewesen? Möglicherweise auch Tritte? Ich wusste es nicht, aber es stand fest, dass ich mich nicht getäuscht hatte. Meine Nerven waren auch nicht so überreizt, als dass sie mir einen Streich gespielt hätten.

Sehr vorsichtig stand ich auf. Die Leuchte schaltete ich nicht ein.

Im Dunkeln legte ich die kurze Distanz zur Tür zurück und hatte sie kaum erreicht, als sich die Laute wiederholten. Diesmal allerdings etwas anders. Sie hörten sich an, als wäre jemand dabei, von der Tür weg, auf den Gang und dann zur Treppe zu laufen.

Diesmal zögerte ich nicht mehr. Schwungvoll öffnete ich. Mein Blick fiel in die Düsternis zwischen den Wänden, aber da war nichts zu sehen, keine Gestalt, die sich auf den Weg gemacht hatte. Außer mir bewegte sich überhaupt nichts.

Doch ein Irrtum? Mir kamen leise Zweifel, nur war ich selbstsicher genug, um sie zu überwinden, und ich ging auf leisen Sohlen der Treppe entgegen. Es war verdammt finster. Der Templer mit dem Messer konnte mit den Schatten verschmolzen sein, denn es war alles möglich, und ich traute mich auch nicht, die Stablampe wieder einzuschalten, denn dann hätte ich eine zu gute Zielscheibe abgegeben.

So bewegte ich mich im Dunkeln vor. Die erste Stufe sah ich, die zweite auch, danach wirkte die Treppe so, als würde ich ins Leere treten. Niemand atmete außer mir. Das Haus schwieg. Es war ein tödliches, ein lauerndes Schweigen, das sich immer mehr zusammenzog wie eine dichte Gummilösung, um mich zu umklammern.

Es war kalt, aber ich fror auch von innen. Eisiger Graupel rieselte über meinen Rücken hinweg und verflüchtigte sich, als ich die Treppe hinter mir gelassen hatte.

Ich stand wieder in einem dunklen Flur. Da ich mir vorgenommen hatte, das Haus zu durchsuchen, wollte ich bei Abbé Blochs Zimmer beginnen. Es waren nur wenige Schritte, die ich vorsichtig zurücklegte. Ebenso vorsichtig öffnete ich die Tür, immer darauf gefasst, dass mir der Templer mit dem Messer einen Schritt voraus war und schon auf mich lauerte.

Der Fall trat nicht ein. Dafür ging ich in den Raum hinein und schaute sofort zum Fenster hin.

Eine graue, rechteckige Fläche in der Wand, durch die kein Licht sickerte, weil die Außenleuchte nahe der Eingangstür nicht eingeschaltet worden war.

Erst jetzt ging ich das Risiko ein und durchleuchtete den Raum.

Die Tür hatte ich bis zur Wand aufgedrückt und keinen weichen Widerstand gespürt. Dort stand also niemand.

Natürlich fand der Lampenstrahl ein Ziel.

Es war der Skelett-Sessel! Ich hielt unwillkürlich den Atem an, als ich ihn sah, und ich dachte jetzt wieder daran, dass ich der Eigentümer des Sessels war. Eigentlich verrückt und kaum vorstellbar, aber es stimmte. Der Sessel gehört mir allein. Ich hatte ihn ersteigert.

Seinem Geheimnis war ich noch nicht auf die Spur gekommen. Ich

wusste nur, dass er Menschen verschwinden lassen konnte und dass er es auch schaffte, selbst zu verschwinden.

Das Möbel selbst bestand tatsächlich aus den Gebeinen eines Menschen. Sogar der Totenschädel war noch vorhanden. Er schaute über die Mitte der Lehne hinweg. Die leeren Augenhöhlen, die Nase, das breite Maul, ich sah jede Einzelheit in seinem schimmernden Gebein. Vom Licht meiner Lampe war es heller geworden, und wenn sich der Strahl bewegte, kriegten die Knochen ein fleckiges Aussehen.

Der Sessel bestand aus einem Stück. Es war praktisch ein sitzender Knochenmensch, wobei die Sitzfläche von Knochenböden gebildet wurde, auf denen ein weiches Kissen lag. Wer immer sich hinsetzte, sollte es so bequem wie möglich haben.

Noch immer hatte der Skelett-Sessel nichts von seiner Faszination auf mich verloren. Ich war nach wie vor von ihm angetan, doch jetzt kam noch ein Gefühl des Schauderns hinzu, als ich ihn anblickte. Es mochte an der Dunkelheit und dem kalten Licht liegen, beides passte irgendwie nicht zusammen und spiegelte sich auf dem Gebein wider, das so aussah, als wäre es in Bewegung geraten.

Der Sessel gehörte mir. Ich wusste auch, dass er mir nicht feindlich gegenüberstand.

Er zog mich an.

Er schien mit mir kommunizieren zu wollen, und er lockte mich auch herbei.

Was geschah, wenn ich mich auf ihm niederließ? Würde er seine Kräfte ausspielen und mich verschwinden lassen? Ich dachte daran, dass er der Weg nach Avalon war und ich auch schon auf ihm sitzend Nadine Bergers Stimme gehört hatte, jene Frau, die in Avalon eine neue Heimat gefunden hatte und von ihrem alten Leben als Schauspielerin und Wölfin mit menschlicher Seele nichts mehr wissen wollte.

Der Gedanke, mit Hilfe des Sessels nach Avalon zu reisen, begeisterte mich natürlich. Es kribbelte mir in den Beinen, doch auf ihn zuzugehen und einen Versuch zu starten, aber ich sah ein, dass es nicht der richtige Zeitpunkt war, denn ich musste mich um andere Dinge kümmern.

Vielleicht später, wenn ich das Rätsel halbwegs gelöst hatte.

Das Locken blieb.

Ich ging näher an den Sessel heran. Ich wollte ihn berühren. Eventuell gelang es mir sogar, eine gewisse Beziehung zu ihm aufzubauen, wie es ja auch bei dem Dunklen Gral der Fall war. Bei fast jedem Schritt hob ich die Schultern an, als hätte man mich mit kaltem Wasser übergossen.

Der Sessel lockte schon, auch Avalon…

Wen würde ich dort treffen? Ich war schon einmal dort gewesen.

Ich dachte auch an das große Tor von Glastonbury, durch das Avalon ebenfalls erreicht werden konnte. Das war der erste Weg gewesen.

Nun lag der zweite vor mir…

Noch drei kleine Schritte trennten mich vom Sessel. Der Schreibtisch des Abbés lag hinter mir.

An der Wand wuchsen Schatten hoch bis zur Decke. Es waren die mit Büchern vollgestopften Regale.

»Ahhhh…!« Ein irrer, beinahe unmenschlicher Schrei durchbrach meine Gedankenwelt. So abrupt und brutal war ich selten zurück in die Realität gerissen worden.

Da der Schrei hinter mir aufgeklungen war, drehte ich mich auf der Stelle um.

Von der Tür her jagte eine dunkle Gestalt auf mich zu. Es war der Templer, und er hatte seinen rechten Arm in die Höhe gerissen. Die Hand umklammerte den Griff des Messers, und die lange, verdammt scharfe Klinge zielte genau auf meine Brust.

***

Ruhe – Finsternis, schwarz und weich wie Watte. Suko trieb dahin und hatte den Eindruck, auf Flügeln getragen zu werden. Alles war anders geworden. Er war der realen Gefahr entrissen worden. Es gab keine schwarze Flut mehr, und er erinnerte sich daran, wie er versucht hatte, dieser gefährlichen Strömung zu entkommen. Es war ihm im letzten Augenblick gelungen, den Sessel zu erreichen, bevor dieser böse Geist sein Gehirn wie Kleber umfassen und ihn verändern konnte.

Der Skelett-Sessel hatte ihn diesmal vor dieser einen Gefahr gerettet. Suko erinnerte sich noch genau. Er war sich vorgekommen wie jemand, der einfach davon geschleudert worden war.

Hinein in die Fremde, in die Finsternis, hinein ins Nichts.

Dort trieb er.

Er hatte einen Körper, er konnte sich betasten, aber er wusste nicht, was mit ihm geschah und welche Kräfte die Kontrolle über ihn hielten. Er war dem Leben entrissen worden, doch seine Gedanken arbeiteten präzise und logisch.

Suko wusste, dass der Sessel eine bestimmte Funktion erfüllte und er den Weg nach Avalon bereitete. Deshalb rechnete er auch damit, in diesem geheimnisvollen Land, auf der Insel der Äpfel, der Heimat zahlreicher sagenhafter Gestalten, ein vorübergehendes Zuhause zu finden.

Aber Avalon war nicht dunkel.

Er aber schwebte in dieser Finsternis, und er hatte vor allen Dingen das Gefühl für Raum und Zeit völlig verloren. Er hätte sich einsam vorkommen müssen, es war aber nicht der Fall.

Irgendwo fühlte er sich auch wohl und sicher.

Das Denken hatte ihn angestrengt. Eine bleierne Müdigkeit durchströmte ihn. Suko kämpfte auch nicht dagegen an. Er ließ sich einfach weitertreiben, und die Augen fielen ihm wie von selbst zu.

Mehr bekam er nicht mit.

Irgendwann aber wachte er wieder auf. Für ihn war es ein ungewöhnliches Erwachen. Nicht wie zu Hause in seinem Bett und auch nicht wie aus einer tiefen Bewusstlosigkeit hervorkommend.

Einfach anders.

So wohlig, vielleicht auch wunderbar, als hätte er tagelang geschlafen und sich ausgeruht. Über seinem Körper glitten Hände hinweg, das meinte er zumindest, bis er sich darüber im Klaren war, dass ihn der warme Wind streichelte.

Er öffnete die Augen.

Die Dunkelheit war noch immer vorhanden. Diesmal nur nicht so dicht und undurchdringlich wie sonst. Hoch über sich sah er ein silbriges Schimmern und glaubte, dass es das Licht der Sterne war, ein herrlich tiefblauer Himmel. Der warme Wind und der Duft von Blüten umwehten ihn.

Suko fühlte sich fit. Er hatte überhaupt nicht mehr das Bedürfnis, liegen zubleiben. Mit einer heftigen Bewegung richtete er sich auf, stellte sich aber nicht auf die Füße, sondern blieb zunächst sitzen.

Viel konnte er nicht erkennen. Vielleicht eine graue Hügellandschaft, die unter der nächtlichen Dunkelheit begraben lag. Eigentlich hätte ihn das Gefühl der Einsamkeit überkommen müssen, das passierte jedoch nicht. Er saß irgendwo in einer fremden Welt, war mutterseelenallein, wie es schien, und fühlte sich trotzdem geborgen.

Seine eigentliche Welt und damit auch deren Probleme lagen weit hinter ihm. Er konnte durchatmen und sich auf die Zukunft konzentrieren, wobei er sich natürlich fragte, was das für eine Zukunft sein könnte. Gab es überhaupt für einen Menschen in Avalon, der Insel aus der Vergangenheit, eine Zukunft? So genau konnte er das nicht sagen, und er wollte auch nicht weiter darüber nachdenken, sondern sich um das Jetzt kümmern. Deshalb stand Suko auch auf.

Kein Schwindel, kein Unwohlsein. Es war wirklich wie nach einem sehr langen und erfrischenden Schlaf. Suko lächelte über sich selbst, als er sich sogar reckte.

Wohin jetzt? Er wollte nicht auf der Stelle stehen bleiben. Suko schaute nach rechts.

Das Gelände dort fiel flach ab. Er sah eine breite Wiese vor sich, die ihn an einen Teppich erinnerte. Sie tauchte in die Dunkelheit hinein, aber gleichzeitig schob sich aus ihr etwas hervor.

Eine Gestalt, ein Mensch.

Suko wartete. Er wollte diesem Menschen nicht entgegengehen, weil er den Eindruck hatte, dass der andere auf ihn zukommen würde. So

als hätte dieser auf ihn gewartet.

Die Schritte des Näher kommenden wirkten etwas vorsichtig, beinahe tastend, als hätte die Person unheimliche Mühe, sich in dieser Umgebung zurechtzufinden.

Sie schwankte auch leicht. Dann streckte sie die Arme aus, doch die fassten immer nur ins Leere.

Es gab keine Hindernisse, und so wie dieser Mensch bewegte sich eigentlich nur jemand, der blind war.

Blind! Genau das war es, und diesmal kam sich Suko vor, als wäre er blind gewesen, denn nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Wer da auf ihn zukam, war ein Freund, das war der Abbé.

Er in Avalon? Suko dachte darüber nicht weiter nach. Fragen konnten später beantwortet werden, jetzt musste er handeln. Nichts hielt ihn mehr. Mit schnellen Schritten lief er der Gestalt entgegen, die seine Tritte sehr wohl gehört hatte und stehen blieb.

Suko ging den Rest langsamer. Der Boden senkte sich bereits.

»Abbé?« rief er. »Abbé Bloch?«

Ein zögerndes »Ja…«

»Du weißt, wer ich bin?«

Der Abbé lächelte. »Ja, ich weiß es. Du bist Suko!«

»Genau!« Im nächsten Augenblick umarmten sich die beiden Männer, und der Inspektor spürte, wie sich die Schulterblätter des alten grauhaarigen Templer-Führers zuckend bewegten. Er weinte vor Glück.

»Es ist gut, Abbé«, sagte Suko. »Wir haben es irgendwie geschafft. Wir sind der schwarzen Flut entkommen. Ich konnte mich auf den Knochen-Sessel retten.«

»Du auch?« Suko stemmte sich ab.

»Ja«, sagte er und schaute dabei gegen die dunklen Brillengläser.

Wenig später erkannte er, dass der Abbé etwas aus seiner Welt mitgebracht hatte. Er hielt es zwischen den Händen, und dieser Gegenstand war heller als die Umgebung.

Es war der Würfel! Suko schaute auf ihn nieder. Er nickte, und Bloch zeigte ein schmales Lächeln. »Er hat mich gewarnt, Suko. Er hat mich vor der verfluchten schwarzen Flut gewarnt. Ich… ich habe ihm mein Leben zu verdanken, glaube es mir.«

»Aber du warst auch auf dem Sessel?«

»Das schon.«

»Und jetzt?«

Bloch holte tief Luft und sagte: »Was wissen wir Menschen schon von anderen Welten, von fremden Reichen, von fernen Dimensionen? Wir wissen nichts, wir sind einfach zu kleingläubig, wir sind durch unser Denken gefesselt. Diese Welt hat sich eröffnet. Ich kann sie nicht sehen, doch ich spüre, dass sie gut zu mir ist, und deshalb bin ich

froh.«

»Du weißt, dass sie einen Namen hat?«

»Ja«, flüsterte der Abbé, »sie heißt Avalon…«

Dem brauchte Suko nichts mehr hinzuzufügen…

***

Meine Schrecksekunde hatte vielleicht zu lange gedauert, denn plötzlich schwebte ich in Lebensgefahr. Dieser Templer kannte nur den Mord als Ziel. Die schwarze Flut hatte ihn erwischt, und ich wusste verdammt genau, wie sie es auf ihre Art und Weise schaffte, die Menschen so grausam zu verändern.

Das Messer erinnerte mich an die Waffe des Schlitzers, den ich vor kurzem gejagt hatte, diese Klinge damals hatte mich nicht getroffen, hier hatte ich ebenfalls Glück.

Wie eine mörderisch lange Scherbe raste sie nach unten. Sie wollte mich aufschlitzen, in zwei Teile brechen, aber ich duckte mich einfach zu schnell und unterlief den Schlag. Noch im selben Augenblick rammte ich meine rechte Schulter in den Leib des Mannes. Der Templer kriegte keine Luft mehr. Ich hörte ihn röcheln und stemmte ihn von mir weg. Mit der Faust drückte ich noch nach. Der Schwung reichte aus, um ihn durch den Raum zurück bis zur Tür zu schleudern, gegen deren Pfosten er mit dem Rücken krachte.

Dabei ging er leicht in die Knie, aber er dachte nicht daran, aufzugeben, denn mit einer blitzschnellen Drehung hatte er sich um den Türpfosten gewunden und den Raum verlassen.

Der dunkle Flur schluckte ihn.

Ich hatte mich wieder gefangen und schüttelte mich, als könnte ich den Schock des ersten Angriffs so vertreiben. Das war gerade noch einmal gut gegangen, aber ich hatte erreicht, was ich wollte. Der Killer war zu mir gekommen, und ich war in diesem Templerhaus so etwas wie ein Lockvogel gewesen.

Nur musste ich ihn noch außer Gefecht setzen. Das würde schwer genug werden.

Ich hatte vor, ihn zu entwaffnen, denn auf keinen Fall wollte ich ihn töten. Dieser Mann wusste meiner Ansicht mehr über die Geschehnisse hier, er war ein Zeuge.

Sein erster Angriff hatte nicht geklappt, ich war zu schnell gewesen. Beim zweiten mal würde er vorsichtiger sein. Ich hatte natürlich keine Lust, in eine Falle zu laufen und dachte blitzschnell über einen Plan nach. Manchmal zwingt die Situation einen Menschen, kreativ zu werden. So erging es mir auch.

Ich lief leise auf die noch immer offen stehende Tür zu und schloss sie. Sollte der Templer denken, was er wollte, ich hatte meine eigenen Pläne und hoffte, dass der andere mir keinen Strich durch die

Rechnung machte.
Deshalb musste ich schnell sein und öffnete Sekunden später eines der beiden Fenster. Vor dem einen stand der Sessel, der Weg war mir versperrt, beim zweiten hatte ich genügend Platz und hielt mein Gesicht gegen die kalte Nachtluft.
Bevor ich nach draußen kletterte, schaute ich zurück. An der Tür bewegte sich nichts. Der Templer schien sich auf einen Nervenkrieg einzurichten, Zeit genug hatte er ja.
Ich zerrte das leicht am unteren Rahmen klemmende Fenster so weit auf, dass ich bequem hinausklettern konnte. Die Distanz bis zum Boden war kaum der Rede wert. Allerdings sprang ich nicht, sondern kletterte möglichst geräuschlos hinaus.
Wenn der Templer schlau war, musste er eigentlich damit rechnen, dass ich irgendwelche Tricks anwenden würde, bisher jedoch hatte sich bei ihm nichts getan. Er hielt sich vornehm zurück, was für mich natürlich umso besser war.
Die Haustür war nicht weit entfernt. Auch vor ihr waberte die Dunkelheit, die mir einen absoluten Schutz gab. Ich hielt mich eng an der Hauswand, ohne sie allerdings zu berühren, weil ich unnötige Geräusche vermeiden wollte.
Die Tür tauchte vor mir auf. Ich ging noch einen Schritt vor und drehte mich dann um.
Zum Greifen nahe lag die Klinke vor mir.
Ich faste sie an. Einen Moment zögerte ich noch. Sie bestand aus Metall, das sich im Laufe der Nacht abgekühlt hatte, und ich hatte den Eindruck, einen Eisklumpen zu umfassen. Behutsam drückte ich die Klinke nach unten und schob dann langsam die Tür auf.
Das war genau der Gefahrenmoment. Wenn sich der Templer auf die Haustür konzentriert hatte und den grauen Spalt sah, der sich nicht vermeiden ließ, dann wusste er, wo ich mich befand. Ich erwartete sogar den hellen Blitz des Messers aus der Finsternis, aber es geschah nichts. Ich blieb allein und begab mich ohne Schwierigkeiten über die Schwelle.
Ich schloss die Tür wieder. Sehr sachte war sie zugefallen. Dann atmete ich durch.
Wo stand er? Ich drehte mich nach rechts. Die Treppe war nur mehr zu ahnen, ebenso wie die anderen Türen.
Dass sich der Templer noch im Haus aufhielt, stand für mich fest.
Leider kannte er es besser als ich, ich musste mit allen möglichen Fallen rechnen.
Leicht geduckt ging ich vor. Auf meinem Rücken spürte ich ein kühles Kribbeln. Der Magen war etwas zusammengedrückt, ich hatte auch feuchte Hände bekommen. Mein Herz klopfte stärker, und das Kribbeln unter der Kopfhaut war ebenfalls vorhanden.

Derartige Momente kannte ich. Sie traten immer dann auf, wenn eine Entscheidung dicht bevorstand.

Der nächste Schritt…

Etwas hakte sich an meinem rechten Fuß fest.

Gefahr! Ich schaute nach unten – und spürte im selben Augenblick den Ruck.

Ein Band, ein Draht, das dachte ich noch, da aber befand ich mich schon auf dem Weg nach unten. Den heftigen Ruck hatte ich nicht mehr ausgleichen können, ich kippte nach vorn, und plötzlich war die verfluchte Wand dicht vor mir.

Um nicht mit der Stirn dagegen zu prallen, streckte ich die Arme vor und stemmte mich ab.

Zugleich hörte ich das harte Kichern hinter mir, da wusste ich, wo der Templer lauerte.

Ich löste meine Hände gedankenschnell von der Wand, verlor dadurch die Stütze, und nichts anderes hatte ich gewollt. Ohne den nötigen Halt krachte ich zu Boden, stützte mich dabei für einen Moment auf und konnte mich deshalb sofort zur Seite rollen, um meinen Gegner zu erkennen. Diesmal hatte der Templer seine Taktik geändert. Er stürmte nicht auf mich zu, sondern blieb vor mir stehen. Dabei wuchs er nicht an, er hielt die Klinge nur mit beiden Händen fest, um sie dann wuchtig nach unten in meinen Körper zu stoßen.

Für einen Tritt war es zu spät, außerdem lag ich ungünstig. Es gab nur noch eine Möglichkeit.

Ich rollte mich sofort herum.

Das Fauchen der Messerklinge bekam ich noch mit. Gleichzeitig auch ein anderes Geräusch, denn die Spitze stieß hart gegen den steinernen Belag des Flurs. Sie rutschte ab, und das dabei entstehende schleifende Geräusch hinterließ bei mir eine Gänsehaut.

Ich konnte nur froh sein, dass dieser Templer den Umgang mit dem Messer nicht als Profi gelernt hatte. Da hätte ich nämlich anders ausgesehen. Noch im Liegen hob ich meinen Arm und drosch ihm die Faust in den Rücken.

Er stöhnte zwar wütend, war aber nicht ausgeschaltet, sondern krabbelte von mir weg.

Ich bekam seinen linken Fußknöchel zu fassen, was nicht viel half, denn er strampelte sich frei und warf sich herum. Mit dem Messer fuchtelte er vor meinem Gesicht herum. Er stand dann mit einer torkelnden Bewegung auf, und ich sah alles nur sehr schattenhaft.

Wir umkreisten uns, so gut es in der Enge des Flurs möglich war.

Ich hörte ihn keuchen, mein Atem hielt sich in Grenzen. Ich roch seinen Schweiß, manchmal drang auch ein Knurren über die Lippen des Mannes, der mich unbedingt tot sehen wollte.

Dann sprang er vor. Diesmal wollte er mir das Messer in den

Unterleib stoßen. Ich wich aus, die Klinge huschte an meiner Hüfte vorbei, und bevor sich der Templer wieder fangen konnte, hatte ich ihm meine Handkante gegen den Kopf geschmettert. Ein Fluch, ein Schrei, er drehte sich in der Bewegung und taumelte mit eckigen Schritten auf die Tür zu, die aus irgendeinem Grund nicht richtig ins Schloss gefallen war, denn als der Templer mit seinem Gewicht gegen sie stieß, drückte er sie auch auf. Der Mann torkelte weiter über die Schwelle hinweg in das Zimmer des Abbés.

Als er sich wieder gefangen hatte, war ich schon bei ihm. Der letzte Treffer machte ihm noch immer zu schaffen. Leider hatte er sein Messer nicht losgelassen. Die kalte Wut und der blanke Hass auf mich hielten ihn auf den Beinen. Wieder knurrte er wie ein Tier, und es war zu sehen, wie er Kräfte sammelte. Dazu wollte ich es nicht kommen lassen. Einen Moment später sprang ich ihn an. Suko hatte mir diesen Sprung beigebracht. Und auch das blitzschnelle Hervorschießen des rechten Beins, das plötzlich lang und länger wurde.

Der Templer kam nicht mehr weg. Meine Sohle klatschte gegen seine Brust. Sie hatte ihn empfindlich getroffen, denn er stand nicht mehr sicher auf den Beinen.

Der Mann segelte zurück. Er ruderte mit den Armen, ohne einen Halt zu finden.

Sekunden später bekam er ihn. Mit dem letzten Schwung und gar nicht mal so hart, erreichte er den Sessel. Ich befürchtete, dass dieses Sitzmöbel zusammenbrechen könnte, aber die alten Knochen hielten, und der Templer saß plötzlich auf dem Kissen.

Ich ging ihm nicht nach, blieb stehen und sorgte dafür, dass es nicht mehr dunkel blieb. Dieser Mann musste groggy sein, denn ich kannte die Wirkung meiner Schläge.

Er saß auf dem Sessel wie ein Fremdkörper. Ich leuchtete direkt in sein Gesicht und konnte ihn mir endlich genau anschauen. Er war noch jung und mir nicht unbekannt. Der Abbé hatte ihm ebenso vertraut wie den anderen Freunden. Dieser Mann hier war den falschen Weg gegangen, die schwarze Flut hatte ihn überschwemmt und ihn zu einem anderen gemacht. Das Böse steckte in ihm, das Böse…

Meine Gedanken brachen ab, als ich sah, was passierte. Dabei hätte ich es mir denken können.

Der Sessel führte so etwas wie ein eigenes Leben. Entweder stieß er jemand ab, oder er nahm ihn an.

Bei diesem Templer war es nicht anders.

Nur stieß ihn der Sessel ab, und ich sah, wie er mithalf, das Böse zu vernichten.

***

Kerzenflammen erhellten das tiefe Dunkel zwischen den Wänden der engen Schlucht. In der Kathedrale der Angst hatten sich die Templer versammelt und so gut wie möglich verteilt. Die Flammen lieferten Licht, um sich gegenseitig erkennen zu können, aber nicht nur das. Der Widerschein floss nicht allein über die Gesichter der versammelten Menschen, er berührte auch den silbernen Knochenschädel eines ebenfalls silbernen Skeletts, das in einem Sarg lag und sich nicht rührte. Es war in den langen, tiefen Schlaf gefallen, der allerdings nicht mit dem des Todes zu vergleichen war, denn wenn das Skelett des Hector de Valois es für richtig hielt, dann erhob es sich aus dieser steinernen Ruhestätte, um in das Schicksal einzugreifen.

Bisher hatte es sich nicht gerührt, was die Templer immer tiefer in die Depression trieb, denn sie hatten ihre Hoffnungen auf das silberne Skelett gesetzt, doch das hatte sich bisher nicht gerührt.

So war ihnen nichts anderes übrig geblieben, als zu warten und einen Nachfolger für den Abbé zu wählen, solange dieser noch nicht wieder zurückgekehrt war.

Sie hatten diesen Mann gefunden, und sie hatten ihn auch einstimmig gewählt.

Es war Lucien! Er hatte sich dann überwunden, war nach Alet-les-Bains gegangen, war auch wieder zurückgekehrt und hatte seinen Getreuen einen sehr traurigen Bericht geben müssen. Sie alle wussten jetzt über das Schicksal ihres Freundes Alain Ducasse Bescheid und konnten es einfach nicht fassen, dass ihn die schwarze Flut erwischt hatte.

Schon wieder war ein Tag vergangen. Allmählich näherte sich die Nacht. Der Himmel, nur ein schmaler Streifen am Ende der beiden Felsen, nahm allmählich eine dunklere Farbe an. Schatten krochen in das Tagesgrau hinein, als wären sie die Vorboten eines düsteren Unheils.

Der Optimismus der kleinen Templergruppe war verschwunden, Sie waren sehr froh gewesen, der schwarzen Flut entwischt zu sein, nun aber machte sich die Sorge breit, dass sich nichts mehr so einrenken könnte, wie es einmal gewesen war.

Die Männer sprachen nicht darüber, doch den Blicken und ihren Gesichtern war anzusehen, was sie dachten. Es war ein seltsamer Zustand. Sie verfielen weder in eine Lethargie, noch beschwerten sie sich, nur konnte niemand die seltsame Unruhe überdecken. Keiner blieb mehr auf seinem Platz sitzen. Die Männer standen auf oder gingen hin und her, wie es der Platz erlaubte.

Bei ihrer Flucht hatten sie genügend Proviant und auch Wasser mitgenommen. Diese Vorsorge machte sich nun bezahlt, denn keiner brauchte Hunger oder Durst zu leiden.

Auch Lucien hatte sich wieder von den Strapazen erholt. Keiner von

ihnen war verweichlicht. Sie alle sahen sich als zäh an, sie wollten überleben, und sie wollten sich den Problemen stellen.

Längst war ihnen bewusst geworden, dass ihr Todfeind Baphomet zu einem gewaltigen Angriff auf sie ausgeholt hatte und er immer raffiniertere Methoden anwandte.

Lange konnten sie in ihrem Versteck nicht mehr ausharren. Der Proviant und das Wasser würden irgendwann zur Neige gehen, und dann mussten sie einfach hinaus.

Hoffnung gab ihnen das silberne Skelett. Es lag in seinem Steinsarg wie ein schlafender Wächter.

Es war ihr Hüter, ihr Aufpasser, und es würde sich wehren, sollte es von den Mächten der Finsternis angegriffen werden.

»Wird er kommen?«

Einer hatte die Frage gestellt, und Lucien, der die Nachfolge des Abbés Bloch kommissarisch angetreten hatte, hob die Schultern.

»Ich weiß es nicht. Wir haben uns das oft gefragt, aber Alain ist im Ort geblieben. Ich glaube es nicht. Er fühlt sich als Hüter, er will das Haus bewachen, er will uns erwarten. Die andere Kraft hat ihn voll und ganz in ihren Besitz genommen. Wenn ihr ihn seht, wird er sich äußerlich nicht verändert haben, in seinem Innern jedoch ist es anders. Da ist er kein Mensch mehr, sondern eine menschliche Bestie, ein grausames Tier, das uns alle vernichten will.«

Die anderen Templer kamen herbei, als sie Luciens Worte hörten.

Sie waren begierig darauf, etwas zu erfahren, und sie wollten auch nicht mehr länger in diesem Versteck bleiben, denn sie waren einfach nicht die Typen, so etwas zu tun. Sich zu verbergen, die Augen vor der Gefahr zu schließen. Sie mussten etwas unternehmen, und Lucien spürte die Unruhe der Freunde ebenfalls.

»Du warst mit dem Abbé zusammen«, wurde ihm gesagt. »Du kennst ihn am besten…«

»Das stimmt.«

»Du hast auch seinen Wunsch erfüllt.«

»Ja.«

Der Sprecher schob sich vor, bis er auf den auf einem Stein sitzenden Lucien herabschauen konnte. »Dann sag uns bitte, wie der Abbé gehandelt hätte. Wir sitzen hier herum, wir haben uns versteckt, was sonst gar nicht unsere Art ist. Keiner von uns glaubt, dass wir dem Abbé damit einen Gefallen getan haben. Wir können uns doch nicht verbergen wie kleine Kinder, Lucien.«

Der grauhaarige Templer dachte nach, bevor er nickte. »Irgendwo stimmt es schon, Jean. Ja, du hast recht. Ich bin auch nicht derjenige, der sich über diesen Zustand glücklich fühlt. Aber was sollen wir tun?«

»Weggehen!« Lucien hatte nicht nur für sich gesprochen, auch im Namen der anderen, denn sie nickten.

Wieder überlegte Lucien. »Wohin gehen?«
»Weg, zurück. Nach Hause, zu uns. Das Haus ist verwaist, niemand hält sich dort auf…«
»Du vergisst Alain.«
»Nein, Lucien, den habe ich nicht vergessen.« Jean redete schnell weiter. »Er ist allein, wir sind in der Überzahl. Es sollte uns doch gelingen, ihn zu überwältigen.«
»Darüber habe ich auch nachgedacht«, gab der grauhaarige Templer sofort zu.
»Weshalb tun wir es nicht und gehen hin?« rief jemand.
Lucien verzog die Lippen zu einem Lächeln. »Ich will euch den Grund nennen, meine Freunde. Ich habe keine Angst vor Alain, auch wenn er nicht mehr zu uns gehört, ich habe vor etwas anderem Angst. Es ist die schwarze Flut, die mir die Furcht einjagt. Sie ist gekommen, sie ist auch wieder verschwunden, als sie ihr Ziel erreicht sah. Denn sie hat es geschafft, dass wir den Ort verlassen. Sie wollte uns nicht mehr haben, sie hat uns hinausgeekelt. Aber ich rechne auch damit, dass sie zurückkehren wird, sobald wir uns wieder in Alet-les-Bains blicken lassen. Die schwarze Flut hat uns auf keinen Fall aufgegeben.«
»Meinst du?«
»Ja!« Lucien hatte das letzte Wort laut ausgesprochen. »Davon bin ich überzeugt.«
Die anderen Templer schwiegen. Sie kannten die Gefahr, aber sie waren auch Menschen und reagierten deshalb menschlich. Je weiter eine Gefahr zurücklag, auch in der Erinnerung, umso schwächer wurde sie. Den großen Schrecken hatte die schwarze Flut momentan für die Gruppe der Templer verloren.
Lucien betrachtete dies mit einer gewissen Sorge. Er war der Mann, der die Verantwortung übernommen hatte, und er würde nie mehr eine ruhige Minute in seinem Leben haben, sollte einem seiner Freunde etwas geschehen. Er wusste auch nicht, was er richtig machte und was nicht. Er konnte nur hoffen, dass sie Hilfe bekamen.
Diese wiederum war aus London unterwegs.
Dabei wusste Lucien selbst, dass seine Argumentation auf tönernen Füßen stand, weil sich seine Freunde nicht davon überzeugen ließen, nur wollte er versuchen, sie noch für einige Stunden im Zaum zu halten. Sie wollten jetzt die Kathedrale der Angst verlassen, das war ihnen anzusehen.
Im Prinzip hatte auch er nichts mehr dagegen, nur dachte er an einen anderen Zeitpunkt.
Mitternacht wäre nicht schlecht gewesen. Da hätten sie dann in den frühen Morgenstunden in den Ort einsickern können.
»Ihr wollt jetzt weg?« Bewusst hatte er die Frage gestellt.
Im Schein der Kerzen wirkten die Gestalten der Templer beinahe

unheimlich. Sie nickten, jemand atmete laut. Ein anderer war der Meinung, dass er die Enge nicht mehr ertragen könnte, und Lucien hörte sich auch andere Argumente an.

Schließlich stand er auf. Eine offene Rebellion würde es nicht geben, doch sein Einfluss reichte nicht so tief wie der eines Abbé Bloch. »Gut, meine Freunde. Alles, was wir nicht gebrauchen können, ist der Streit zwischen uns. Ich denke etwas anders als ihr, denn ich habe mit dem Abbé gesprochen. Ich habe auch erfahren, wie gefährlich die schwarze Flut ist, nicht allein durch seine Warnungen, sondern durch Alain Ducasse selbst. Ich habe auch Verständnis für eure Unruhe, nur eines kann ich nicht nachvollziehen, leider nicht. Es ist der Zeitpunkt. Deshalb habe ich an einen Kompromiss gedacht. Wir werden noch bis, sagen wir, Mitternacht hier in der Kathedrale bleiben. Danach werden wir dieses Versteck verlassen und uns auf den Weg nach Alet-les-Bains machen. Ist das ein Vorschlag, der als Kompromiss angenommen werden kann?«

Er wurde angenommen. Lucien sah, dass sich die Gesichter der Templer entspannten. Sie atmeten auf, sie waren froh, wieder ein Ziel vor Augen zu haben, und sie brauchten sich auch nicht länger zu beraten, denn jeder von ihnen nickte.

»Bis Mitternacht also!« stellte Lucien fest.

»Das sind noch einige Stunden.«

»Wir werden sie überstehen. Außerdem fühle ich mich unter dem Schutz des Skeletts wohl.« Lucien lächelte. »Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe hier zwischen den Felsen das Gefühl der Sicherheit bekommen.«

»Und was ist mit der schwarzen Flut?« fragte jemand.

Lucien winkte ab. »Sie wird sich zurückhalten. Ich glaube nicht mehr, dass sie uns bis hierher verfolgt hat oder noch verfolgen wird. Sie soll uns in Ruhe lassen, obwohl mein Wunsch auf tönernen Füßen steht, das weiß ich selbst.«

Jean beschäftigte eine ganz andere Frage, die er auch aussprach, denn er hatte sie lange zurückhalten müssen. »Wenn wir nach Alet-les-Bains zurückkehren, Lucien, was wird dann mit Alain geschehen? Werden wir ihn töten müssen…?«

Der grauhaarige Templer senkte den Kopf. Er hatte diese Frage erwartet, er hatte sich sogar davor gefürchtet und sich darüber gewundert, dass sie nicht schon längst gestellt worden war. Er hatte auch schon prophylaktisch über Antworten nachgedacht, doch nun, als er direkt damit konfrontiert worden war, da fehlten ihm plötzlich die Worte, und er zögerte ziemlich lange.

»Wir müssen ihn töten, nicht?«

Lucien hob die Schultern. »Ich hoffe nicht. Sollte es keine andere Möglichkeit geben, werden wir Alain befreien müssen.« Er vermied

das Wort töten bewusst.
Die Templer schwiegen. Sie senkten die Köpfe. Sie beschäftigten sich alle mit den gleichen Gedanken. Sie wussten auch, dass Alain einer der ihren war und dass es wohl keiner von ihnen übers Herz bringen würde, ihm das Leben zu nehmen, auch wenn er jemand war, der von der Macht des Bösen besessen war.
»Es wäre gut, wenn wir ihm die Besessenheit austreiben könnten«, schlug jemand vor.
»Aber wie?«
Bevor sich die Diskussion zu stark entfalten konnte, griff Lucien ein. »Nein, Freunde, nicht jetzt. Wir werden es darauf ankommen lassen müssen und erst dann handeln, wenn wir Alet-les-Bains erreicht haben und Alain vor uns steht.«
Damit gaben sich die anderen Templer zufrieden, doch jeder würde sich seine eigenen Vorstellungen machen, wie es in einigen Stunden weiterging. Und den meisten war nicht wohl dabei.
Es begann die Zeit der Warterei und der Unruhe. Die Kerzen brannten runter, neue wurden aufgestellt, und deren Dochte fingen Feuer. Düsteres Licht und Schatten huschten an den Innenwänden der Felsen entlang und zauberten dort Figuren hin, die aus tiefen Schattenwelten zu kommen schienen.
Der Himmel war längst finster geworden. Sehr oft schauten die Templer zu ihm hoch, als würden sie von dort eine Botschaft erhalten.
Nicht viel war zu sehen. Ein schwacher Glanz, den der Mond abstrahlte. Wolken hatten sich vor ihn geschoben und sein Licht seltsam verändert. Es war leicht bläulich geworden, mit einem Stich ins Grüne.
Die Männer standen auch nicht alle zusammen. Sie handelten ihren unterschiedlichen Temperamenten entsprechend. Einige hatten sich hingehockt, andere standen und lehnten mit den Rücken an der Felswand. Wieder andere brauchten Bewegung. Sie gingen hin und her, verschwanden aus dem Schein der Kerzen, wurden von der Dunkelheit verschluckt und kehrten später wieder wie geheimnisvolle Gestalten aus anderen Welten in das Zentrum zurück.
Die Unruhe wuchs.
Jeder fieberte dem mitternächtlichen Zeitpunkt entgegen, obwohl keiner der Männer wusste, was ihm widerfahren würde wenn er die kleine Stadt betrat. Sie war mittlerweile zu ihrer Heimat geworden.
Niemand wollte sie im Stich lassen. Und sie durfte vor allen Dingen nicht ein Stützpunkt finsterer Mächte werden.
Lucien saß etwas außerhalb des Kerzenscheins. Seine Gestalt war nur bei genauerem Hinsehen zu erkennen. Der Templer wirkte sehr nachdenklich. Er war in sich versunken und hing seinen eigenen Gedanken nach.

Niemand störte ihn. Die anderen wussten, welche Verantwortung er trug, und keiner hätte gern mit ihm getauscht. Auch in der Kathedrale der Angst ließ sich die Zeit nicht aufhalten. Umgeben von der tiefen Stille rannen die Sekunden dahin, summierten sich zu Minuten, die sich wiederum aneinanderreihten, so dass aus ihnen allmählich Stunden wurden und sich der Zeitpunkt ihres Abmarsches immer mehr näherte. Es war kühler geworden. Die kältere Luft drang durch den oberen Spalt auf sie nieder. Sie schien wie unsichtbarer Schleim an den Wänden entlangzukriechen, und nur das Licht der flackernden Kerzen gab etwas Wärme ab.

Es fiel auf die gespannten Gesichter der Männer. Ließ diejenigen, die dunkle Barte trugen, finster erscheinen, fing sich in den Pupillen und füllte sie mit einem geheimnisvollen Leuchten aus.

Reflexe huschten über Stirnen und Gesichter hinweg. Hin und wieder atmete jemand gepresst, manchmal stöhnte ein Templer auf.

Die Zeit wurde ihnen lang und länger.

***

Nichts veränderte sich.

Oder doch? Es kam, es war wie ein Hauch, eine tödliche Botschaft.

Es hatte lange gewartet, aber es war auf keinen Fall aufzuhalten. Das Böse fand immer seinen Weg.

Noch waren die Templer ahnungslos, aber den Rand der schmalen Schlucht hatte die andere Kraft bereits erreicht. Sie staute sich dort wie eine schwebende Wasserwolke, was sie nicht war, denn sie konnte lautlos wie ein eingefärbter Nebel durch die Luft gleiten.

Die schwarze Flut war da! Sie hatte gesucht und ihr Ziel endlich gefunden. Niemand konnte sie aufhalten, die mächtige Kraft der vor langer Zeit gestorbenen Templer wollte vernichten. Das war ihr Auftrag, davon ließ sie sich nicht abhalten.

Die schwarze Flut spürte, sie tastete, sie lebte auf ihre eigene Art und Weise. Sie war stärker als der Wille der Menschen, und sie würde es auch schaffen, die Templer zu vereinnahmen. Lange genug hatte sie ihnen Zeit gegeben. Jetzt hoffte sie, dass die Menschen schwach genug waren, um sich gegen sie zu wehren.

Die dunkle Wolke veränderte sich. Sie nahm eine ovale Form an, wurde noch schlanker und ähnelte einer Flasche.

Dann drang sie ein.

Nichts war zu hören. Völlig lautlos bewegte sie sich über den Grund der Schlucht. Sie tastete sich weiter vor, sie wusste ja, dass die Menschen sich verborgen hielten, und sie wusste auch, dass sie ihr nicht entkommen konnten.

Lautlos glitt sie tiefer.

Und die Templer warteten. Allmählich wuchs ihre Hoffnung, denn es

war nur mehr eine Stunde bis zum Zeitpunkt ihres Verschwindens. Jean kam zu Lucien. Er hockte sich vor dem grauhaarigen Templer nieder.

»Es ist bald soweit.«

Lucien nickte. »Ja, wir haben es fast geschafft.«

»Sollen wir nicht schon jetzt gehen?«

Lucien runzelte die Stirn. »Die Freunde werden allmählich unruhig, nehme ich an.«

Da musste Jean leise lachen. »Sie werden es nicht nur, sie sind bereits unruhig.«

»Ich weiß es.«

»Sollen wir…?«

Lucien legte Jean eine Hand auf die Schulter. »Ja, mein lieber Freund, wir gehen.«

Der jüngere Templer atmete aus. Er stand auf. »Darauf habe ich gewartet.«

»Gut, dann macht euch bereit. Sammelt die Reste auf, löscht die Flammen und…« Tritte unterbrach Lucien. Sie waren schnell geführt worden, und im ersten Moment konnte niemand feststellen, aus welcher Richtung sie kamen.

Nicht nur Jean oder Lucien hatten sie gehört, auch die anderen Templer waren aufmerksam geworden. Unruhe entstand. Jemand nahm zwei Kerzen hoch und leuchtete in eine bestimmte Richtung.

Er ging auch einige Schritte vor und hatte Glück, dass die Gestalt in den Lichtkreis hineintaumelte.

Es war Guido, einer der jüngsten aus ihren Reihen. Schrecklich sah er aus, sein Gesicht hatte sich in eine Grimasse verwandelt. Der Schweiß lag auf der Haut und glänzte. Die Augen waren weit aufgerissen, er konnte sich kaum auf den Beinen halten. Andere griffen zu und schleppten ihn zu Lucien.

»Was ist geschehen?« Guido konnte noch nicht sprechen. Sie mussten ihm eine Zeitspanne geben, damit er sich fangen konnte.

»Ich… ich bin weitergegangen«, flüsterte er keuchend. »Ich wollte … ich weiß selbst nicht, was ich wollte, aber da habe ich sie gesehen. Sie ist da…«

Lucien ahnte etwas. Dennoch fragte er: »Wer ist da?«

»Die schwarze Flut!« Guido hatte so laut gesprochen, dass auch die weiter entfernt stehenden Templer seine Worte verstehen konnten. Sie alle erstarrten, sie konnten es kaum begreifen, sie waren plötzlich nicht mehr als Puppen, die sich in einer fremden Welt bewegten, und sie wussten genau, dass sie gegen diese Übermacht kaum eine Chance hatten.

»Hast du dich nicht geirrt?«

»Nein.«

»Wie hast du sie gesehen? Wie hast du es geschafft, mein Freund?«

Guido suchte nach Worten. »Ich… ich habe eine Lampe, eine Taschenlampe. Den Lichtkegel richtete ich auf den Ausgang …«

»Und?«

Guido schloss die Augen. Er ballte die Hände zu Fäusten. »Das Licht war plötzlich weg.«

»Wie weg?«

»Geschluckt, verschluckt! Es ist aufgesaugt worden. Es glitt auch nicht mehr über das Gestein hinweg. Es war auf einmal nicht mehr da. Als hätte ich in ein Maul geleuchtet, das von einem schwarzen Nebel erfüllt war.«

Keiner der Templer sprach. Sie alle waren geschockt, und sie wussten auch, dass Guido recht hatte. Es stimmte, er hatte die schwarze Flut entdeckt. Sie war es gewesen, die ihre Feinde gesucht und auch gefunden hatte. Nichts konnte sie noch aufhalten, denn es gab für den Geist des Bösen einfach keine Hindernisse.

Obwohl Lucien auch geschockt war, dachte er doch an seine Verantwortung. So bat er um die Taschenlampe, damit er sich selbst überzeugen konnte. »Gib sie mir bitte…«

Guido hörte nicht zu. Er hatte die Hände vor sein Gesicht geschlagen. Nur undeutlich waren seine Worte zu hören. »Wir sind verloren, Freunde. Wir sind des Todes. Wir können nicht dagegen ankämpfen. Sie wird uns verändern, sie wird uns fressen. Keiner von uns kann sie stoppen. Wir werden so werden wie Alain Ducasse, das weiß ich genau.«

»Bitte…« Guido ließ sich nicht beruhigen.

Jean tat das einzig Richtige. Er griff in die Manteltasche des Mannes und holte die Taschenlampe hervor. Dann reichte er sie an Lucien weiter.

»Danke.«

»Du willst gehen?« fragte Jean.

»Sicher.«

»Es kann dein Tod sein.«

Lucien drehte den Kopf nach rechts. Jean stand dicht neben ihm.

»Ich will es wissen«, sagte er, »und wenn es tatsächlich die schwarze Flut ist, dann können wir nichts dagegen tun.« Es hatte keinen Sinn, sich irgendwelche Hoffnungen zu machen, das mussten auch die anderen Templer begreifen.

Sie traten zur Seite, als der grauhaarige Mann die ersten beiden Schritte vorging. Sie wussten nicht, ob sie ihn bewundern oder zurückhalten sollten, und jeder von ihnen glaubte daran, dass Lucien in den Tod gehen würde.

Die Flammen waren noch nicht alle gelöscht worden. Mehr als die Hälfte der Dochte brannte. Das Licht bedeutete nur wenig Hoffnung

für die Menschen. Bisher hatten sie darauf gehofft, in der Felsenkathedrale sicher zu sein, nun aber mussten sie einsehen, dass das Böse immer seinen Weg fand, es war allgegenwärtig.

Die Männer schauten auf den Rücken des einsamen Templers, der der normalen Dunkelheit entgegen schritt. Er hatte die Lampe noch nicht eingeschaltet, das tat er wenig später, und sie alle sahen das helle Lichtband, das in die Dunkelheit hinein fuhr und einen bleichen Tunnel riss. Auch Lucien verfolgte das Licht. Noch war nichts zu erkennen. Er bewegte auch die Lampe, ließ den Lichtarm einmal über den Boden wandern und zum anderen über die Innenwände fließen, wo das dunkle Gestein einen matten, etwas bleichen Glanz bekam.

Sah er sie? Lucien jedenfalls blieb stehen.

Er spürte etwas.

Es war das Böse, das bereits seinen Weg gefunden hatte. Schreckliche Gedanken, die an seinen Kopf klopften, und er ging nicht zurück, weil er den Beweis haben wollte.

Etwa in Gürtelhöhe schickte er den hellen Strahl nach vorn, der jetzt ein Ziel traf.

Er wurde verschluckt! Nicht einmal weit von ihm entfernt, und der Templer wusste, dass die böse Flut unterwegs war und bereits die gesamte Breite der Schlucht eingenommen hatte. Der Lichtstrahl sah dabei aus, als wäre er auf halbem Weg einfach abgeschnitten worden.

Da wusste Lucien, dass ihre Chance so gut wie vorüber war. Dass diesmal die andere Kraft gewonnen hatte.

Er wusste nicht, wie viel Zeit ihnen noch blieb, er wollte sie aber nutzen. Vielleicht half es ja, wenn sie beteten.

***

Alain Ducasse war böse. Er hatte sich von seinem früheren Dasein verabschiedet, und das spürte auch der Sessel, denn er reagierte nicht so wie bei mir oder einem anderen.

Er ließ ihn nicht verschwinden, der Sessel verschwand ebenfalls nicht, dafür geschah etwas anderes.

Er begann sich zu bewegen.

Ich wollte nicht unbedingt von einem tanzenden Skelett-Sessel sprechen, doch so ähnlich kam er mir vor, als er von einer Seite zur anderen kippte, ohne jedoch umzufallen.

Immer wieder schlug er auf den Boden. Durch diese harten Geräusche aber drangen die Schreie des Templers, der sein Messer noch immer festhielt und wie ein Wahnsinniger damit vor seinem Gesicht herumfuchtelte, als wollte er sich irgendwie beweisen.

Ich schaute nur zu. Zum ersten mal hatte ich das Gefühl, dass mir der Sessel so außerordentlich fremd war und er mich einfach nicht haben wollte, weil er mit seinem eigenen Problem beschäftigt war, für das er

eine Lösung finden musste.

Er fand keine. Zumindest keine, die in seinem Sinne war. Es ging alles ganz anders, aber es kam, wie es kommen musste.

Er hatte das Messer.

Er war böse.

Und er tötete sich.

Mich stieß der Sessel gleichzeitig ab, trotzdem wollte ich hin. Ich kam zu spät.

Da hatte Alain Ducasse schon mehrmals zugestochen. Zahlreiche Wunden übersäten seinen Körper und sein Gesicht.

Das alles hatte sich innerhalb weniger Sekunden abgespielt, die auch mich geschockt hatten.

Ich atmete tief durch. Für einen Moment verschwamm die Gestalt auf dem Sessel vor meinen Augen. Ich spürte den Schweiß auf meinen Handflächen und das Zittern in den Knien. Mit gesenktem Kopf ging ich auf den Toten zu, der zwar noch auf dem Sessel saß, sich aber nicht mehr halten konnte.

Sein Oberkörper bewegte sich sehr langsam nach vorn, der Kopf pendelte dabei von rechts nach links, dann fiel er zu Boden und blieb vor meinen Füßen liegen.

Ich ging in die Knie und löste das Messer aus seiner verkrampften Faust. Es ging mir nicht gut. In meinem Magen lag der dicke Kloß.

Der Druck hinter den Augen war ebenfalls kaum zu ertragen.

Das Zimmer drehte sich, als ich den Kopf hob und über die Leiche hinwegschaute. Selbst der Sessel bewegte sich, als stünde er auf einer rotierenden Scheibe. Mit ziemlich wackligen Knien bewegte ich mich auf die Wand zu und lehnte mich aufatmend dagegen.

Hatte ich verloren? Ja und nein. Vielleicht wäre es mir gelungen, den anderen zu retten, aber dieser nicht kalkulierbare Selbstmord war so plötzlich über mich gekommen, dass ich meine eigenen Reaktionen hintangestellt hatte. Ich war in diesen verfluchten Kreislauf hineingeraten, ohne etwas dagegen unternehmen zu können. Hier spielten andere Kräfte eine Rolle. Sie hatten die Regie übernommen, und natürlich dachte ich wieder an die schwarze Flut.

Ich drehte die Leiche auf den Rücken und fasste in die nassfeuchte Kleidung hinein. Den Toten wollte ich nicht unbedingt hier liegenlassen, deshalb hob ich ihn an, verließ das Zimmer des Abbés und legte die Leiche draußen auf den Flur.

Erst dort atmete ich tief durch. Besser ging es mir trotzdem nicht.

Die Vorwürfe blieben, zudem kam ich mir eingekesselt vor. Mich umgaben unsichtbare Stricke. Ich befand mich in Alet-les- Bains, ich hatte die Macht der schwarzen Flut abermals erlebt, die Vergleiche mit Trevine kamen mir automatisch in den Sinn, aber ich wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Der rote Faden war für mich in

diesem Moment abgetrennt worden, und ich war wieder ins Leere hinein getreten.

Verdammt auch! Mit müden Schritten ging ich auf die Tür zu. Ich brauchte jetzt einfach die frische Luft, auch wenn sie kalt geworden war. Als einsame Gestalt stand ich vor dem Haus der Templer. Ich fühlte mich leer, und ich starrte ebenfalls in eine Leere, die mir vorkam wie die einer völlig anderen Welt.

Mein Blick fiel gegen den Himmel. Wolken und Glätte wechselten sich dort ab. Die Gestirne waren kaum zu sehen, dafür zeigte sich der Mond deutlicher. Als bleicher Kreis glotzte er in die Tiefe, als wollte er die Menschen unter Kontrolle halten.

Ich sah keine.

Die Bewohner von Alet-les-Bains hatten sich in die Häuser verkrochen. Der Templer mit dem Messer hatte in ihnen die Angst bis zur Grenze hochsteigen lassen, und keiner von ihnen hatte sich getraut, sich dagegen aufzulehnen.

Wohin? Meine Augen bewegten sich. Ich sah den Leihwagen in der Nähe stehen. Ich trat an ihn heran und dachte daran, Alet-les-Bains zu verlassen, denn ich wollte auch die anderen Templer treffen. Sie mussten leben, sie waren nicht tot, sie hatten die Flucht geschafft. Wenn nicht, hätten sie sich alle im Zustand eines Alain Ducasse befinden müssen. Also waren sie irgendwo.

Immer wieder dachte ich an die Kathedrale der Angst und auch an das silberne Skelett des Hector de Valois, das dort in einem steinernen Sarg für alle Zeiten liegen sollte.

Ich hoffte auf ihn. Ich drückte mir selbst die Daumen, dass er möglicherweise in diesen Fall zum Positiven hin eingegriffen hatte, denn die Templer brauchten Schutz. Zwar waren sie mächtig, aber nicht so stark, dass sie sich aus eigener Kraft hätten gegen die schwarze Flut stemmen können. Das war ihnen nicht möglich, denn sie befanden sich nicht in meiner speziellen Lage, weil ich das Kreuz besaß.

Es rettete mich vor der schwarzen Flut ebenso wie vor dem Todesnebel. All das strömte mir durch den Kopf, ich dachte auch wieder an den Toten und war gleichzeitig so durcheinander, dass ein klarer Gedanke kaum möglich war.

Ich trat auf der Stelle.

Dabei hätte ich etwas tun können. Ich kannte den Weg zur Kathedrale schließlich und ging ihn trotzdem nicht, sondern drehte mich um und betrat das Haus der Templer.

Diesmal machte ich Licht. Die Leiche des Mannes hatte ich neben die Treppe gelegt. Ich wollte sie zwar dort liegenlassen, aber nicht so. Deshalb suchte ich nach einer Decke, die ich auch fand und über den starren Körper ausbreitete.

Neben dem Toten blieb ich stehen, schaute auf meine Uhr und stellte fest, dass die Tageswende noch nicht erreicht war. Der Flur strahlte eine Düsternis aus, die mir unangenehm war. Sie kam mir wie eine Ahnung vor, und ich kriegte ein wenig Angst vor der Zukunft. Vielleicht auch deshalb, weil ich mich eben so allein fühlte. Es gab keinen Menschen in der Nähe, auf den ich bauen konnte. Mit diesem Gefühl der Verlassenheit kam ich nicht zurecht. Ich war zwar manchmal ein Einzelkämpfer, aber ich gehörte auch zu den Menschen, die hin und wieder Kommunikation mit einem anderen brauchten, besonders in Situationen wie dieser hier, wo alles von mir weglief.

Suko war nicht mehr da, der Abbé ebenfalls nicht.

Das brachte mich gedanklich wieder zurück zum Sessel. Genau wusste ich es nicht, aber ich ging einfach davon aus, dass er für Suko und den Abbé der Fluchtpunkt gewesen war. Wenn das stimmte, dann brauchte ich die beiden in der normalen Welt nicht zu suchen, dann hatten sie sich bereits nach Avalon hin abgesetzt.

Sollte ich ihnen folgen? Natürlich spielte ich mit dem Gedanken, denn auf der Insel der Äpfel würde ich auch Nadine Berger treffen.

Das hatte schon seinen Reiz, nur lag meine Aufgabe nicht dort, sondern hier in Alet-les-Bains. Hier hatte die schwarze Flut ihr Erbe hinterlassen, wenn auch nur bei einem Menschen.

Ich drückte die Tür zum Arbeitszimmer des Abbés auf. Als ich das Licht eingeschaltet hatte, fiel mein Blick sofort auf den Knochen-Sessel. Sein Gebein schimmerte in einer gelblichen Farbe, das Kissen war etwas verrutscht, und vor dem Sessel zeichneten sich auf dem Boden einige dunkle Flecken ab.

Bisher hatte ich mich vor einer Entscheidung gedrückt, aber ich stand nun so dicht davor wie damals seit meinem Eintreffen.

Avalon oder Alet-les-Bains? Ich entschied mich gegen die Insel.

Wenn ich etwas retten wollte, dann hier und nicht in einer anderen Welt. Die Templer gab es noch, ich musste sie suchen, und wahrscheinlich bestand die Chance, auf die schwarze Flut zu treffen.

Sie war nicht nur böse, tödlich und gnadenlos, sie war zugleich eine Maske, die denken konnte.

Sie bestand aus zahlreichen Geistern und zugleich auch aus der entsprechenden Anzahl von Befehlsempfängern. Jeder Geist gab sich selbst und gab auch den anderen die entsprechenden Befehle, die sich zu einer Summe vereinigten. Die wiederum gab das Ziel vor, eben den Willen des Baphomet, der sie letztendlich einigte.

Baphomet, der Feind der Templer.

Baphomet, der Freund der Templer! Zwei Strömungen gab es. Sie hatten sich vor langer Zeit getrennt. Es hatte sie schon vor ihrer Auflösung gegeben, doch zur richtigen Polarisation war es erst nach der Auflösung des Ordens durch Kirche und Staat im Jahre 1314

gekommen. Und mit diesen Problemen hatte ich mich noch in der Gegenwart herumzuschlagen. Es gab die Templer auch heute, es gab auch die beiden Strömungen, und zwar stärker als je zuvor. Sie wollten sich in die Geschicke der Welt einmischen, und es wäre auch gut gegangen, hätten sich einzig und allein die Templer um den Abbé Bloch darum gekümmert. Das taten sie nicht, denn die andere Seite folgte den Regeln der Hölle, den Gesetzen der Schwarzen Magie, die an mir einfach vorbeigingen. Ich konnte sie nicht akzeptieren, ich war ihr Feind, und ich würde es immer bleiben.

Sosehr sich meine Gedanken auch bewegten, an einem Punkt blieben sie immer hängen.

An der schwarzen Flut! Sie war es, die ich fassen musste, sie war der Auslöser, aber sie hatte sich zurückgezogen, obwohl ich das nicht glauben wollte, denn dieser böse Geist war immer auf Angriff gedrillt worden. Ich verließ das Haus der Templer mit dem Bewusstsein, ein neues Ziel gefunden zu haben.

Es war die Kathedrale der Angst

***

Lucien war zurückgekehrt, und er konnte jetzt nachvollziehen, wie es Guido ergangen war.

Furchtbares musste der junge Templer durchgemacht haben. Er hatte sich davon noch nicht wieder erholt. Zwei seiner Freunde hielten ihn umfasst, um ihn zu stützen, aber die anderen schauten in das Gesicht des grauhaarigen Mannes, und sie brauchten keine Fragen zu stellen, denn die Antworten lasen sie in den Zügen ab.

Lucien blieb stehen. Er hielt die eingeschaltete Lampe noch in der Hand. Sehr langsam sank sein Arm nach unten, wo der Kegel einen hellen Kreis bildete, der aber nicht als Kreis der Hoffnung angesehen werden konnte.

Die Templer rückten näher an ihren neuen Anführer heran. Auch Jean befand sich unter ihnen. Er hatte den Mund bereits zu einer Frage geöffnet, als Lucien ihm zuvorkam.

»Es tut mir leid, es euch sagen zu müssen, aber Guido hat sich nicht geirrt.«

Der Angesprochene hatte die Worte ebenfalls verstanden. Er hob den Kopf. Seine Wangen waren nass von Schweiß und Tränen, und er schluckte, weil es ein Ersatz für sein Nichtsprechen war.

»Ich habe es schon gespürt. Für einen Moment nur, aber es war schrecklich. Ich war nicht mehr ich selbst, ich fühlte mich eingeengt, ich war ein anderer, denn durch meinen Kopf strömten völlig fremde und auch böse Gedanken. Es hätte mir nichts ausgemacht, Menschen zu töten, und das hat mich so erschreckt.«

Er reichte Lucien die Hand. »Bitte, sag mir, wie es dir ergangen ist.

Du bist doch dort gewesen, du musst die Flut gesehen haben…«

»Ja, das habe ich.«

»Und?«

Der grauhaarige Mann wischte über seine Stirn. »Ich kann dich leider nicht widerlegen, Guido. Es hat keinen Sinn, dass wir uns etwas vormachen, Freunde«, wandte er sich jetzt an alle. »Aber es ist so gekommen, wie ich es mir nicht hatte vorstellen wollen. Die schwarze Flut hat uns gesucht und leider gefunden.«

Schweigen.

Tief, bedrückend, voller Angst steckend. Es dauerte nicht sehr lange an, nur kam es den Templern so vor, bis schließlich jemand mit einer zittrig klingenden Stimme fragte: »Können wir noch etwas dagegen tun?«

Mit dieser Frage hatte Lucien gerechnet. Er wusste nicht, wie der Abbé reagierte und ob er eine Lösung gewusst hätte, er jedenfalls hatte keine.

»Nichts?«

Lucien hob die Schultern. »Ich möchte nicht reden, weil ich euch keine falschen Hoffnungen machen will. Aber die letzte Frage kam der Lösung schon ziemlich nah.«

»Wird sie uns alle zerstören?«

»Wie Alain Ducasse«, flüsterte Jean.

Es zeigte sich jetzt, dass sich die Männer gut in der Gewalt hatten.

Es gab keinen, der durchdrehte.

Niemand schrie oder bettelte, sie alle blieben ruhig, sehr gefasst, und sie sahen, wie Lucien seinen Arm bewegte. Er zeigte in eine bestimmte Richtung. Der Flut wollte er nicht entgegengehen. Er hatte vor, seine Freunde am Sarg des Hector de Valois zu versammeln.

Die letzte Ruhestätte war am Ende der Schlucht. Sie bildete den steinernen Abschluss, und in der Tiefe des offenen Sargs schimmerte silbrig das Skelett.

Lucien ging vor. Er brauchte nichts mehr zu sagen. In den letzten Minuten vor der Veränderung sollte sich jeder seiner Freunde Gedanken machen. Niemand hatte damit rechnen können, einmal auf diese schreckliche Art und Weise zu enden. Von den Mächten des Bösen zu willfähigen Mordinstrumenten umfunktioniert zu werden, um anschließend grausame Taten zu begehen, die haargenau in den Kreislauf der Hölle hineinpassten.

Die wenigen noch brennenden Kerzen umstanden den Sarg wie ein kleiner Kranz. Dir flackerndes Licht ließ ein schauriges Muster entstehen, das wie lebende Scherenschnitte auch über die Gesichter der Männer hinweg glitt. Das dumpfe Schweigen war geblieben, nur hin und wieder unterbrochen von den Trittgeräuschen.

Lucien hatte den Sarg als erster erreicht. Niemand hinderte ihn

daran, als er sich an dessen Kopfende aufstellte und über ihn hinweg auf die Freunde schaute. Sie schwiegen.

Sie hielten die Köpfe gesenkt, als könnten sie sich vor den Angriffen der schwarzen Flut ducken.

In den Lücken zwischen den aufgestellten Kerzen fanden sie ihre Plätze und erinnerten an betende Gestalten, die im Laufe einer langen Zeit eingefroren waren. Angst…

Keiner sprach das Wort aus, aber es stand jedem ins Gesicht geschrieben.

Lucien bewegte seinen rechten Arm. Er hatte die Lampe wieder ausgeschaltet, und jetzt drückte er auf den Knopf, so dass sich der Strahl seinen Weg bahnen konnte.

Über den offenen Sarg hinweg schnitt der einen hellen Tunnel in die wabernde Düsternis. Er stach in die Finsternis der Schlucht hinein und traf noch kein Ziel.

Die schwarze Flut ließ sich Zeit… Sie wusste, dass es nur einen Gewinner geben konnte, und jede vergehende Sekunde glich einer psychischen Folter, der keiner der Templer entgehen konnte.

Sie warteten auf den Tod! Sie waren gefasst, Lucien hatte sie vorbereitet, und er war es, der plötzlich zusammenschrak, so dass sich der Strahl zitternd bewegte und der Templer zugleich den gleichen Effekt erlebte wie schon einmal. Der Lampenstrahl wirkte wie abgeschnitten, und die schwarze Flut bewegte sich weiter vor.

Lucien wusste, dass er seinen Freunden reinen Wein einschenken musste. Mit leiser Stimme sagte er: »Sie kommt…«

Er bekam keine Antwort. Nur Jean nickte. Er drehte sich auch als einziger um und sah, wie der Lampenstrahl von der schwammigen Dunkelheit verkürzt würde.

Lautlos näherte sich das Verderben. Die schwarze Flut ließ keine Lücke frei. Wie klebriger Teer bewegte sie sich an den Innenwänden entlang. Sie war nicht zu stoppen, verkürzte den Lichtschein immer mehr, so dass Lucien sich ausrechnen konnte, wann sie über ihn kommen und ihn auf schreckliche Art und Weise verändern würde.

Jemand begann zu beten. Er stand ziemlich weit hinten. Ein Mann, der zu den großen Schweigern aus der Gruppe gehörte, sich nun nicht mehr beherrschen konnte und in den frommen Worten versuchte, seinen Trost zu finden.

Er sprach mit leiser, aber durchaus hörbarer Stimme. Er bat um die Vergebung seiner Sünden, er bat um den Schutz des Himmels und um die Abwehr des Bösen.

Die schwarze Flut störte sich nicht daran. Sie wallte und rollte lautlos weiter. Ein schleichender Tod für die Seelen der Menschen, der plötzlich zugriff und dabei zuerst den betenden Templer erreichte. Er hörte zwar nicht auf zu reden, aber seine Worte änderten sich. Dabei

fing er mit einem bösen, blasphemischen Fluch an, stieß einen Arm in die Luft und ballte die Hand zur Faust.

»Baphomet!« schrie er.

Die anderen zuckten zusammen. Sie waren geschockt, sie konnten nichts tun, sie schauten auf ihren Freund, dessen Augen schon einen anderen Glanz angenommen hatten.

Der böse Blick hielt ihn umfangen.

Die Männer schauten zu, wie sich die schwarze Flut veränderte.

Sie teilte sich in ihrer Spitze auf.

Wie dicke Fäden schwebten sie über dem Boden und zielte auf das Gesicht des Mannes, dessen Haut von einem dunstigen Grauschleier umlegt war.

Der Nebel veränderte ihn, auch ein zweiter wurde erwischt. Ein böses Knurren drang aus seinem Mund. Dann sprach er von den tiefsten Tiefen der Hölle, in die er die Menschen hineinzerren wollte.

Er drehte sich auch um, als wollte er schon jetzt nach Opfern suchen.

Ein anderer Templer stemmte sich gegen die Flut an. Zumindest versuchte er es, als er den Kopf schüttelte und immer wieder mit lauter Stimme sein »Nein, nein, ich will nicht!« in die enge Schlucht hineinschriee.

Er trommelte dabei mit beiden Fäusten gegen die Felswand, schlug sich die Hände blutig, bis er zusammensank und wie ein Häufchen Elend liegen blieb.

Es war schlimm, aber es würde noch schlimmer kommen, davon zeigte sich Lucien überzeugt, der mit der Lampe leuchtete und sich nicht von der Stelle rührte.

Was er erlebte, war der Beginn. Eine Fortsetzung würde folgen, und sie würde für alle mehr als schlimm werden. Die Folgen konnten noch nicht übersehen werden, vielleicht war er der letzte, den die schwarze Flut erwischte.

Jean löste sich aus der Gruppe. Er knirschte mit den Zähnen, hielt den Kopf gebeugt und hatte beide Hände gegen seine Ohren gepresst. So torkelte er auf das Kopfende des Sargs zu, übersah einen Stein, stolperte, fiel gegen die Wand und stützte sich wieder ab. Er wollte zu Lucien, um noch einmal mit ihm zu reden.

Da erreichten ihn die ersten Ausläufer der schwarzen Flut. In seinem Kopf spielte sich das Drama ab. Er hörte seine Gehirnströme, denn nichts anderes war das Knistern in seinem Kopf. Es brandete von der Stirn bis zum Kinn, es schälten sich Stimmen hervor, die schreckliche Worte zu ihm sprachen und ihn als Bruder aus der Zukunft begrüßten, damit sie gemeinsam dem großen Götzen Baphomet dienten.

Für ihn war es einfach nicht zu fassen. Die Welt drehte sich bereits vor seinen Augen. Der Untergrund war zu einem schwammigen Meer geworden, in dem die Beine feststeckten. Die Knie gaben nach.

Niemand half ihm, als er dicht neben dem Sarg zu Boden fiel, noch in einer Reflexbewegung den rechten Arm hob und seine Hand auf den Rand legte, als wäre dieser ein Rettungsanker für ihn.

Furcht und schlimme Gefühle durchströmten ihn. Er war nicht mehr er selbst, der Hass auf seine ehemaligen Freunde überwältigte ihn wie eine riesige Woge.

Hass war der erste Trieb in seinem Innern, doch ein zweiter folgte praktisch zeitgleich.

Die Lust zu töten! Er wollte vernichten, er wollte Leben rauben, ihnen allen das Leben nehmen. Sie sollten nicht mehr so bleiben, wie sie waren, und aus seinem Mund floss nicht nur Speichel, sondern auch ein furchtbares Geräusch, das schon mehr dem eines Tieres glich, wenn es hungrig war.

Er wollte sich auf die Beine stemmen.

Die wandernden Templer kümmerten sich nicht um ihn. Sie litten unter der schwarzen Flut, denn sie hatte bisher jeden von ihnen erreicht. Den einen schwächer, den anderen stärker.

»Bring ihn um! Bring Lucien um!« Der Befehl jagte wie ein zündender Stromstoß durch sein Gehirn. Jean war jetzt soweit. Er brauchte sich nur auf die Beine zu stellen und auf Lucien zuzugehen.

Da spürte er den Druck an seinem rechten Handgelenk. Er war so fest und hart, dass die schlimmen Gedanken in seinem Kopf für einen Moment in den Hintergrund geschoben wurden.

Jean schaute hoch, drehte den Kopf nach rechts. Er konnte es nicht übersehen, es war unwahrscheinlich, kaum zu begreifen.

Sein Handgelenk wurde von der silbernen Klaue des Skeletts umklammert.

Hector de Valois war erwacht! Momente, wo das Böse da war, wo es einfach übermächtig wurde, wo der Stress der Hölle alles Positive an sich reißen wollte, die drehten sich gleichzeitig um an Plätzen wie diesem in der Kathedrale, wo jemand lag, der in seinem Leben die Mächte der Finsternis bis aufs Blut bekämpft hatte.

Er konnte einfach nicht zusehen, wie die anderen Kräfte diesen Ort ausfüllten. Er musste etwas dagegen unternehmen, denn die Gesetze sollten nicht auf den Kopf gestellt werden.

Deshalb war Hector de Valois erwacht! In seinem Refugium hatte das Böse keinen Zutritt. Hier herrschten andere Gesetze, und so sollte der Geist mit dem Geist bekämpft werden. Tote gegen Tote, denn auch Hector de Valois lebte nicht mehr. Er hatte die Stufe des nur Menschseins längst überschritten und Grenzen einfach eingerissen.

Terribilis est locus iste So hatte es früher einmal vor dem Eingang der schmalen Felsenschlucht auf einem steinernen Portal gestanden.

In der Übersetzung bedeutete dies: Dieser Ort ist schrecklich. Und er war auch einmal schrecklich, bis das silberne Skelett des Hector de

Valois ihn in seinen Besitz genommen hatte, und es hatte von einem Mann namens John Sinclair etwas sehr Wichtiges bekommen.

Das Siegel der Templer! John Sinclair hatte es in einem alten Brunnen gefunden und an diesen Ort gebracht, so dass der Begriff Kathedrale der Angst nicht mehr stimmte, er aber trotzdem irgendwie übernommen worden war.

Das Siegel befand sich jetzt im Besitz des silbernen Skeletts. Lange Zeit zuvor hatte es einmal Richard Löwenherz gehört, der ebenfalls ein Templer gewesen war, und irgendwann würde es an einen anderen Menschen übergehen, nämlich John Sinclair, den jetzigen Träger des Kreuzes und Sohn des Lichts.

Aber Sinclair lebte, und das Siegel gehörte allein den »Toten«.

Hector de Valois hielt es in seinen skelettierten Silberhänden. Es war nicht mehr als ein flacher Stein, doch auf dem Siegel war das Kreuz abgebildet und direkt darunter der liegende Halbmond, das alte Zeichen der Mutter Gottes.

Ein Siegel, das Welten verband, das Grenzen zerschnitt, das die Vergangenheit sehr gut kannte und daraus gelernt hatte. Es hasste das Böse, und es hatte dem silbernen Skelett genau die Kraft gegeben, die nötig war, um die Grenzen des Todes zu überwinden.

Und nur durch die Macht des Siegels war es erwacht, um dem Bösen zu trotzen.

Jean spürte es zuerst. Er hatte den Kontakt, und durch seinen Kopf rasten erste Blitze. Sie waren wie Speere, hart und grausam, als wollten sie seinen Schädel zerschneiden.

Er bewegte seine Augenlider. Aus seinen Pupillen war der seltsam starre Ausdruck verschwunden. Er dachte wieder normal, die schwarze Flut hatte sich aus seinem Hirn zurückgezogen, aber er konnte nicht aufstehen, denn das silberne Skelett benutzte sein Handgelenk als Stütze, um sich im Unterteil des Sargs aufstemmen zu können.

Es saß plötzlich aufrecht, und es streckte die linke Knochenhand vor, auf dem das Siegel der Templer seinen Platz gefunden hatte.

Alle sahen es, keiner registrierte es richtig, und den versammelten Templern kam es so vor, als würden sie in den folgenden Sekunden ein Wunder erleben.

Auch Lucien machte keine Ausnahme. Er stand noch immer am Kopfende des steinernen Sargs.

Er schaute auf die Rückseite des Schädels und sah dort den matten Silberglanz, der ungewöhnlicherweise an Stärke zunahm, als wollte er sich in eine Kraftquelle verwandeln.

Energie sorgte dafür, dass Hector de Valois die menschliche Stütze nicht mehr benötigte. Er ließ den Arm des Templers los, er drückte seine Knochenhand für einen Moment auf den Sargrand und konnte

sich dann in die Höhe stemmen.
Die Kraft war da, und sie ging von dem Siegel aus, dessen Farbe sich änderte.
Das Kreuz reagierte! Urplötzlich strahlte es in einem hellen Glanz auf. Ein kaum beschreibbares Licht irrte durch die Finsternis der Kathedrale. Die Kerzenflammen waren nicht mehr zu sehen, es gab nur diese ungewöhnliche Helligkeit, die so bleich und gleichzeitig strahlend war, dass alle Gegenstände und Personen so wirkten, als wären sie zwischen diese Wände hineingemalt worden.
Sie wirkten wie Tote, sie waren bleich, sie standen unbeweglich, aber sie spürten die positive Kraft des Kreuzes und des Lichts, die nun den Kampf gegen die schwarze Flut aufnahm.

***

Ich wusste nicht, ob es richtig gewesen war, was ich getan hatte, aber ich wollte in dem wie ausgestorben wirkenden Ort nicht mehr länger bleiben. Es trieb mich einfach hinaus. Zudem stand mir der Wagen zur Verfügung, so dass ich nicht zu weit laufen musste.
Den Weg zur Kathedrale konnte ich mit geschlossenen Augen gehen. Selbst in der Dunkelheit würde ich ihn finden, nur kam ich mit dem Auto nicht bis in seine unmittelbare Nähe. Ich musste den Wagen am Beginn des Hanges stehen lassen und den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen.
Alet-les-Bains lag hinter mir. Auf der einen Seite war ich froh, dass der veränderte Templer nicht mehr lebte. So konnten die Bewohner wenigstens aufatmen, andererseits machte ich mir noch immer Vorwürfe, dass ich nichts unternommen hatte, um ihn zu retten. Aber es war einfach zu schnell gegangen, und jetzt kam es darauf an, weiteren Schaden zu vermeiden.
Ich rollte durch eine dunkle, tiefe und auch schweigende Landschaft, orientierte mich an dem Scheinwerferlicht, das die Finsternis immer wieder durchbrach und die von den Reifen aufgewirbelten Wolken wie Nebel aussehen ließ.
Es war keine karge Gegend. Der raue Winterwind pfiff um meinen Wagen. Längst hatten die wenigen Bäume ihre Blätter verloren. Wie Gerippe klammerten sich manche Stämme in dem Fels fest. Viele Bäume waren schief gewachsen, und ihre Zweige sahen aus, als wollten sie nach jedem greifen, der sich ihnen zu sehr näherte.
Die Straße beschrieb mehrere Kurven. Es war dieselbe, die ich auch auf dem Hinweg benutzt hatte, bis ich auf einen schmalen Weg abbog.
Er war sehr schmal und auch schlecht einsehbar. Trotz des eingeschalteten Fernlichts hätte ich ihn beinahe noch verpasst. Im letzten Moment riss ich das Lenkrad herum, kriegte auch noch die Kurve und fuhr auf einer wesentlich schlechteren Strecke weiter.

Über die Bildschirme waren des öfteren Aufnahmen von der Mondlandschaft geflimmert. Wenn ich nach vorn schaute, kam es mir so vor, als würde ich durch sie rollen.

Das geisterhafte Fernlicht strahlte tief in die leere Landschaft hinein. Es tanzte im Rhythmus des schaukelnden Fahrzeugs, und es war wie eine bleiche Wand, die eine andere suchte, denn dort befand sich der Weg in die Schlucht.

Das Gelände stieg an.

Geröll bedeckte den Boden. Kleine Steine, glatt und rutschig, als wären sie durch ein großes Sieb gefallen, um sich auf dem Boden zu verteilen.

Zum Glück hatte der Wagen Frontantrieb. Er hielt sich auch auf der schwierigen Strecke relativ gut. Zwar schlingerte er auf dem glatten Geröll, doch ich bekam ihn immer wieder unter Kontrolle. So lange, bis nichts mehr ging und der Pfad ebenfalls verschwunden war.

Ich konnte froh sein, schon so weit gekommen zu sein. Das Fernlicht traf bereits die mächtigen Felsen, die als düsteres Gebirge vor mir in die Höhe ragten. Auch jetzt noch kamen sie mir vor wie eine Laune der Natur. Mit einem normalen Gebirge waren sie nicht zu vergleichen, weil sie einfach isoliert standen. Für mich hatte es auch einen symbolischen Sinn. Der Felsen kam mir vor wie eine Trutzburg gegen die Feinde des Guten.

Bisher hatte sie gehalten, aber würde sie auch der schwarzen Flut trotzen können? In meiner Kehle lag ein bitterer Geschmack, als ich den Wagen verließ und dabei mit dem rechten Bein umknickte, denn ich war auf einen glatten Stein getreten.

Im Wagen hatte die Heizung Wärme verbreitet. Nun aber traf mich der kalte Nachtwind, der sich besonders nahe dieses mächtigen Felsens immer wieder sammelte und ihn ständig umwehte wie ein großer Schwarm mächtiger Geister.

Wieder stellte ich den Kragen hoch, drückte die Autotür zu und machte mich auf den Weg.

Es war meinerseits ein Irrtum gewesen. Das Ende des Hangs hatte ich noch nicht erreicht. Die restliche Strecke musste ich zu Fuß gehen. Sie war zwar nicht relativ steil, aber sie ging in die Beine.

Wieder kam ich mir vor wie ein kleiner David, über dem drohend der Felsen als Goliath stand.

Ich wollte nicht gegen ihn kämpfen, ich musste nur so nahe an ihn heran, dass ich den Eingang zur Schlucht fand, die früher einmal die Kathedrale der Angst gewesen war und seit meinem ersten Besuch diesen Namen nicht mehr verdiente. Da nämlich hatte ich das Siegel der Templer meinem Ahnherrn, Hector de Valois, in die skelettierten Silberhände gelegt.

Der Felsen schwieg…

Es war nichts zu hören, nur meine harten Tritte und natürlich das Rauschen des Windes, der mich umwehte und in den Ohren ein leises Pfeifen hinterließ.

Am Himmel wanderten die Wolken weiter. Mal verdeckten sie den Mond, mal ließen sie ihn frei.

Weit entfernt funkelten Sterne wie winzige Diamanten, ich aber hatte für diesen Himmel nur einen kurzen Blick übrig. Ich musste die Templer finden.

Es hatte keinen Sinn, auf dem harten Boden nach Spuren zu suchen. Die Steine hinterließen nichts, und der zwischen ihnen liegende Staub wurde sowieso vom Wind verweht.

Die dunkle Wand rückte näher.

Noch waren nicht viele Einzelheiten zu erkennen, aber ich sah schon die ersten Einschnitte, die Vorsprünge, die kleinen Klüfte, die unegalen Etappen, die den Stein unverwechselbar machten.

Der Nachtwind flötete ein seltsam klingendes Lied, als er sich in den Spalten und an den Vorsprüngen fing. Die unregelmäßigen Melodien hallten in meinen Ohren. Ich schmeckte auf den Lippen wieder den feinen Staub und wandte mich nach rechts, weil ich dort den Eingang vermutete.

Bei Tageslicht hätte ich ihn sofort entdeckt, hier aber musste ich schon etwas suchen. Sollten sich die Templer tatsächlich hierher zurückgezogen haben, waren sie so weit wie möglich in den Felsen hineingegangen und hielten sich am Grab des Hector de Valois auf.

Es hatte sich nichts verändert. Nach wie vor wehte der Wind, säuselte um Vorsprünge, Ecken und Kanten. Manchmal hörte er sich an, als würden Hände über die glatten Flächen hinweg streichen. In einer mir schräg vorkommenden Bahn streute der Mond sein Licht auf die Erde nieder und machte aus dem glatten Gestein einen matten Spiegel. Es hatte sich etwas verändert. Ich blieb stehen, weil ich diese Veränderung spürte, sie aber leider nicht sehen konnte. Langsam drehte ich mich auf der Stelle. Ich schaute den Weg zurück, aber in der Dunkelheit bewegte sich nichts. Trotzdem war da etwas, das mir fremd vorkam, und natürlich dachte ich an die schwarze Flut.

Ich holte mein Kreuz hervor. Als es vor meiner Brust lag, bildete es eine matt schimmernde Insel.

Ich konnte nicht erkennen, ob es einen dunklen Schatten hatte, der von der schwarzen Flut stammte, denn ich wusste auch, dass das Kreuz in der Lage war, diesen bösen Geist aufzuspüren.

Meine Fingerkuppen strichen über das Silber hinweg, und die leichte Wärme war nicht natürlich.

Das Kreuz hatte etwas gespürt.

Ich ging einige Schritte weiter. Noch immer hielt ich mich dicht an der dunklen Wand, weil ich den Eingang auf keinen Fall übersehen

wollte. Sekunden später hatte ich Glück.

Da war er! Eine Öffnung in der dunklen Felswand, selbst sehr düster und für einen Fremden abweisend.

Ich sah mich nicht als fremd an und wollte die Kathedrale der Angst endlich betreten.

Dazu kam ich nicht mehr.

Das Schicksal ließ nur einen Schritt zu. Zur Hälfte stand ich noch im Freien, als es mich wie ein Schlag traf.

Plötzlich schrie ich auf, taumelte zurück, stolperte, landete auf dem Boden und hatte das Gefühl, von mächtigen Kräften buchstäblich zerrissen zu werden.

Ich stand in Flammen! Es war furchtbar, aber ich konnte mich nicht wehren. Ich hielt dabei die Augen geschlossen, um sie zu schützen, trotzdem umwehte mich etwas Zuckendes, das für mich eigentlich nur Feuer sein konnte.

Vielleicht waren Sekunden vergangen oder Minuten, bevor ich in der Lage war, die Augen zu öffnen.

Helligkeit umgab mich. Sie war strahlend, aber sie blendete mich nicht, beinahe hielt sie den Vergleich zu einem ungeheuer intensiven Mondlicht stand.

Die schwarze Felswand war für mich zu einem blassen Schatten hinter dem Licht geworden. Sie tanzte, sie bewegte sich, ich fürchtete schon, dass sie über mir zusammenbrechen würde, aber dieses Gefühl verging, denn die Ströme des Lichts verwandelten sich gleichzeitig in Kanäle der Kraft, die durch meinen Körper schossen.

Ich fühlte mich gut, und ich wusste, dass ich mich wieder einmal auf mein Kreuz hatte verlassen können.

Mit einem Ruck hob ich den Oberkörper vom Boden an, blieb auf dem Fleck sitzen und wunderte mich über die Reaktion des Kreuzes. Ich hatte es nicht aktiviert, dennoch strahlte es sein Licht ab und konzentrierte sich dabei auf ein Ziel.

Ich blickte nach vorn. Der Eingang zur Schlucht malte sich überdeutlich ab, als wäre er für mich noch einmal nachkonturiert worden. Ich schaute auch in keinen schwarzen Tunnel, denn das Licht erhellte die Schlucht mit seinem Silberschein so weit, dass ich sogar dessen Ende sehen konnte.

Ohne es zu bemerken, stand ich auf. Ich war fasziniert von einem Geschehen, mit dem ich im Traum nicht gerechnet hätte.

Es strahlte nicht nur mein Kreuz seine weißmagischen Energien ab, auch am Ende der Schlucht leuchtete ein Kreuz auf. Beide Strahlen trafen sich genau dort, wo die schwarze Flut versuchte, die Herrschaft über die Kathedrale zu bekommen.

Dort tobte der Kampf zwischen Licht und Finsternis Plötzlich waren die Templer zu Randfiguren in einem fremden Spiel geworden.

Selbst Lucien, der von seinem Platz aus die Übersicht hätte behalten können, wusste nicht, was da geschah. Vielleicht ahnte er etwas. Ein Wissen möglicherweise, das tief in ihm steckte, doch er konnte es nicht nachvollziehen. Hier tobten sich Elemente aus, die hoch, sehr hoch über ihm standen.

Das Licht kämpfte gegen das Dunkel. Doch nicht nur *ein* Licht, wie Lucien erkennen konnte, denn ein zweites strahlte praktisch aus der Gegenrichtung auf. Es musste seinen Standort am Eingang der Schlucht haben, und diese beiden gewaltigen Energiemengen trafen sich dort, wo sich die Templer und auch die schwarze Flut aufhielten. Zwischen den Wänden war eine schmale Bühne entstanden, die einem Puppenspieler gehörte, denn nichts anderes waren die Templer.

Puppen, die eine Dekoration bildeten, denn sie selbst griffen nicht in den Kampf mit ein.

Sie saßen, standen oder lagen inmitten des Lichts. Scharf umzeichnet, konturengenau. Jede Einzelheit in ihren Gesichtern war zu erkennen, und jemand, der sie schon länger unter Kontrolle gehabt hätte, dem wäre jetzt aufgefallen, dass bei ihnen eine Veränderung eingetreten war. Zwar sahen die Gesichter nach wie vor aus wie aus Wachs geformt, aus ihnen jedoch war die große Angst gewichen.

Die Augen schauten wieder normal, keine Angst mehr, keine Starre, kein Ausdruck des Bösen, damit sich ihr Innerstes widerspiegeln konnte. Diese Menschen hatten der schwarzen Flut dank des Lichts aus dem Siegel und aus der für die Templer fremden Quelle getrotzt.

Es war kein Sieg, nicht einmal ein halber. Doch das Licht ging keine Kompromisse ein, wenn es darum ging, das Böse zu zerstören. Es wollte alles vernichten und den schrecklichen Geistern der Templer keine Chancen lassen.

Die schwarze Flut zuckte, sie kämpfte gegen die andere Kraft an.

Sie musste es tun, es gehörte zu ihr, denn Zurückweichen hatte sie nie gelernt.

Es gab nur ein Voran, aber der dichte schwarze Nebel verlor allmählich seine Kraft, was die Zeugen auch gut sehen konnten, denn die Farbe änderte sich.

Innerhalb der Schwärze bildeten sich kleine Punkte. Sie sahen aus wie Tropfen, die sich um die eigene Achse drehten, die auch schillerten und dabei den schwarzen Farbton verloren. Plötzlich sahen sie aus wie dunkles Blut, das noch einen violetten Farbstich bekommen hatte. Gleichzeitig schaffte es das Licht, den schwarzen Nebel zu zerreißen.

Lucien schaute genau hin.

Das Siegel der Templer in der Knochenhand des silbernen Skeletts brannte die Lücken in die schwarze Flut. Es zerstörte und zerteilte sie, es zerriss sie zu langen Schwaden oder zu Fetzen, die zwischen

Untergrund und Decke schwebten, sich zuckend und drehend bewegten und sich dabei verdichteten.

Es war ein Bild, mit dem niemand in den kühnsten Träumen hätte rechnen können.

Unwahrscheinlich, ein Wechsel spielte sich innerhalb des Lichts ab. Der umgekehrte Vorgang, aus dem Geist wurde die Materie, es gab kein Auflösen, sondern ein Zusammenfügen, und jede Fahne der schwarzen Flut war daran beteiligt.

Die Schatten waren noch immer dabei, sich zu verdichten. Sie pressten sich zusammen, aber sie wurden nicht unförmig, sondern nahmen immer mehr Gestalt an.

Die Gestalt von Toten, die seit langen Zeiten in der feuchten Erde gelegen und sich entsprechend verändert hatten.

Es entstanden – Skelette! Die schwarze Flut gab es nicht mehr. Das Licht hatte sie verändert und wieder zurück in ihre Urform geholt.

Lucien wusste nicht, dass diese Skelette als Geister die Gräber im fernen England verlassen hatten, um Angst und Schrecken zu verbreiten.

Nun kehrten sie durch die Macht des Lichts wieder in ihre eigentliche Urform zurück, begleitet von einem schwachen rötlichvioletten Leuchten, das in der Knochengestalt pulsierte.

Der Templer atmete auf. Urplötzlich fühlte er sich wieder gut. Er konnte sich auch bewegen und schaute zunächst zu seinen Freunden hinüber, denen es ebenfalls besser ging.

Sie hatten sich wieder erholen können, und sie waren bereits wieder in der Lage, miteinander zu sprechen, aber allen war anzusehen, dass sie noch nichts begriffen hatten.

Dann bewegte sich das silberne Skelett.

Für einen Moment sah es so aus, als wollte es aus dem Grab steigen. Doch es drückte seinen knöchernen Körper wieder zurück und legte sich in dem Sarg zur Ruhe.

Das Licht war plötzlich weg! Noch brannten die Kerzen, und ihr flackerndes Licht verteilte sich in der Schlucht und gab dieser Umgebung das Aussehen eines düsteren Kirchenschiffs, in dem sich nicht nur normale Besucher aufhielten, sondern auch Skelette.

Es gab keinen unter den Templern, der es gewagt hätte, sich den Knöchernen zu nähern. Zu mächtig war der Respekt vor diesen Wesen, die sich ebenfalls nicht um die Menschen kümmerten, sondern sich dort drehten, wo sie standen und allesamt in eine bestimmte Richtung gingen, denn sie strebten im Gänsemarsch dem Ausgang zu.

Es waren mehr als zehn Skelette, die den Weg nahmen, und ihre blanken Fußknochen klapperten und schabten über das Gestein, so dass hohl klingende Echos von den kahlen Wänden zurückflossen.

Sie gingen.

Die Templer aber blieben zurück.

Sie schauten sich an, sie atmeten laut, sie flüsterten miteinander, doch niemand war unter ihnen, der eine Erklärung abgeben konnte, auch Lucien nicht. Wie festgewachsen stand er am Kopfende des steinernen Sargs und schaute gegen die Rücken der rötlich schimmernden Knochengestalten. So befreit wie in diesen Augenblicken hatte er sich seit Monaten nicht mehr gefühlt. Es gab noch jemand, der nicht fassen konnte, was in der Schlucht geschehen war.

Dieser Mann war ich! Ohne mein Zutun hatten sich die Ereignisse verändert. Ich hatte nur bis an den Eingang der Schlucht zu treten brauchen und das Kreuz zu halten. Wieder einmal zeigte es, welche Macht in ihm steckte.

Vor mir und zwischen den Wänden war die Schlucht erhellt. Ein fahles, zitterndes, wie künstlich wirkendes Licht, als wäre es von den Gestirnen auf die Erde und in die Kathedrale hineingeschickt worden. Das Licht blendete mich nicht. Es kam mir vor wie ein Freund, der nur darauf gewartet hatte, mir zu zeigen, dass die Macht der Menschen doch nicht so schwach war.

Ich erlebte den endgültigen Tod der schwarzen Flut, leider auch die Geburt der Skelette.

Die Entfernung zwischen mir und dem Geschehen war ziemlich groß. Deshalb konnte ich auch nicht alle Einzelheiten erkennen, aber das Licht hielt. Es hatte eine Brücke gebaut, die noch nicht vor dem Einsturz stand.

Die schwarze Flut interessierte mich in diesen Augenblicken nicht so sehr, obwohl sie mir schon genügend Kummer bereitet hatte.

Auch die zum Glück lebenden Templer konnte ich praktisch links liegenlassen. Eine andere Person zog mich voll und ganz in ihren Bann. Es war das silberne Skelett in dem Sarg, mein Ahnherr Hector de Valois, der praktisch in mir wiedergeboren war. Ein mächtiger Templer, der in seiner Zeit Akzente gesetzt hatte, der schon einmal das Kreuz besessen hatte, der viel darüber wusste, der die Dämonen ebenso hasste wie ich. Der auch ein Feind des mächtigen Baphomet gewesen war.

Es saß in dem steinernen Unterteil und hielt das Siegel der Templer hoch.

Von diesem Gegenstand stach der Strahl in die Schlucht hinein.

Mein Kreuz sorgte ebenfalls für das Licht, und beide hatten sich zu diesem Machtpotential zusammengefunden.

Ich wäre gern in seiner unmittelbaren Nähe gewesen und überlegte auch, ob ich hingehen sollte oder nicht. Zu einer Entscheidung brauchte ich mich nicht durchzuringen, denn plötzlich fiel das Licht an beiden Quellen zusammen.

Es wurde finster! Schlagartig, und ich war gezwungen, mich auf die neue Lage einzustellen. Einige Male zwinkerte ich, rieb meine Augen, konnte trotzdem nicht viel sehen, denn in der Schlucht hatten sich nach wie vor die Schatten versammelt, die an den Wänden klebten, als wären sie dort fest geleimt worden.

Ich lauschte.

Zuerst war nichts zu hören. Die Stimmen der Templer hätten am Fels entlang transportiert werden können, doch zunächst blieb es ruhig. Nicht einmal ein Flüstern erreichte meine Ohren, das aber änderte sich, denn andere Geräusche wehten mir entgegen.

Zunächst konnte ich damit nichts anfangen. Sie waren nie gleich, sie schlürften, dann klapperten sie, als hohle Echos erreichten sie das Ende der Schlucht und natürlich meine Ohren.

Da wusste ich Bescheid.

Die Skelette kamen…

Auf dem Felsboden hinterließen sie Echos. Hohl und klappernd klingende, und es wurde kein Wort gesprochen. Auch die Templer verfolgten den Abgang der Skelette stumm.

Mir blieb Zeit genug, um über die neue Gefahr nachzudenken. Zunächst einmal zog ich mich zurück, fand zwar keine Deckung auf dem steinigen Untergrund, aber ich stand so weit entfernt, dass auch ich kaum gesehen werden konnte.

Warum Skelette? Meine Gedanken drehten sich. Ich gehörte eben zu den Menschen, die immer nach Erklärungen suchten, auch wenn es schwer fiel.

Auch hier musste es eine geben, die in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der gefährlichen schwarzen Flut stand. Den normalen Gesetzen folgend hätte sie eigentlich vernichtet werden müssen. Das war nicht geschehen, statt dessen war es zu einer gewissen Rückführung gekommen. Kein Templer hatte es geschafft, die nächst höhere Stufe zu erreichen. Die Skelette hatten sich aus der schwarzen Flut hervorkristallisiert, und da ging mir allmählich ein Licht auf.

Sie waren wieder zu dem geworden, was sie eigentlich in den Gräbern hätten sein müssen.

Skelette, Reste der Templer, die vor langer Zeit einmal den falschen Weg gegangen waren.

Vielleicht waren sie sublimiert und hatten einen Zustand übersprungen, der aber hatte sie nun zurückgeholt. Dunkle Skelette, keine schwarze Flut mehr.

Das alles wäre nicht sehr tragisch gewesen, leider lebten die Templer noch und waren nicht zusammengefallen. Da lag kein Staub auf dem Boden, sie nahmen den Weg, der sie aus der Schlucht herausführte.

Dies sah ich als Vorteil an, denn so wurden meine Templer-Freunde

in Ruhe gelassen.
Die Zeit tropfte dahin. Klar, dass ich ziemlich nervös geworden war. Ich hielt meinen Blick auf den Eingang gerichtet und verhielt mich dabei zu starr, denn meine Augen fingen an zu schmerzen.
Das waren schon Anfängerfehler.
Bewegung am Eingang. Leise Laute… ein geheimnisvoll klingendes Klappern, dann schoben sich die ersten Körper hervor. Selbst in der Dunkelheit, in der sie zu schwimmen schienen, waren sie ziemlich deutlich zu erkennen, und das wiederum lag an einem dünnen Licht oder einer hauchdünnen Farbe, die ihre Körper bedeckten. Sie schimmerten in einem düsteren, unheilvollen dunkelroten oder violett angehauchten Farbton. Zudem bewegten sie sich sehr diszipliniert, als würden alle einem Befehl gehorchen. Der Reihe nach und wie knöcherne Soldaten verließen sie die enge Kathedrale, um in die freie Nacht hinein zutreten, wo sie auch nicht warteten, sondern sich weiter bewegten, und wo jedes Skelett genau wusste, was es zu tun hatte.
Sie fingen damit an, einen Halbkreis zu bilden. Jedes Knochengestell schuf Platz für das hinter ihm kommende, und so brauchten sie sich nicht einmal zu berühren.
Sehr bald schon kamen sie zur Ruhe. In einem Halbkreis standen sie vor mir, ich konnte nur staunen und war auch froh, dass sie mich nicht entdeckt hatten.
Ich überlegte, was ich machen sollte.
Sie angreifen? Hineinschießen und Silberkugeln verschwenden?
Nein, das wollte ich nicht. Solange sie sich ruhig und »normal« verhielten, konnte ich einfach nicht der erste sein, der diese Gestalten provozierte.
Deshalb wartete ich ab, denn ich dachte auch an meine Freunde, die Templer. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie in der Kathedrale blieben. Auch sie würden kommen und nachschauen, was mit den Skeletten geschehen war.
Es war ein weiter Weg gewesen von Trevine bis hierher in die Nähe von Alet-les-Bains, und ich hatte wieder einmal erleben müssen, wie international die Dämonenpest ist.
Die Knöchernen gingen weiter.
Ihre Bewegungen waren steif, marionettenhaft, und ihre blanken Füße kratzten über den Boden und beförderten dabei kleine Steine aus dem Weg.
Manchmal wurden sie von ungewöhnlich klingenden Lauten begleitet. Das Knacken und Knirschen hörte sich an, als würden nicht nur kleine Steine zerdrückt, sondern ihre Knochen gleich mit.
Um mich kümmerten sie sich nicht. Sie lösten auch den Halbkreis nicht auf, gingen weiter und bewegten sich dabei auf den Ort Alet-les-Bains zu.

Verfolgen oder nicht? Eine Antwort gaben mir andere, denn das Flüstern hinter mir konnte nur von den Templern stammen.

Ich drehte mich herum und sah mich bestätigt. Der Reihe nach verließen auch sie die Schlucht.

Obwohl ich noch nicht mit ihnen gesprochen hatte, fiel mir auf, wie ratlos sie waren. Einige streckten ihre Arme aus und deuteten auf die Rücken der Skelette.

Zwar hatte ich Zeit genug gehabt, dennoch wusste ich nicht genau, wie viele Skelette die Schlucht verlassen hatten. Über zehn waren es schon.

Solange sie sich normal verhielten und keine Menschen in Gefahr brachten, wollte ich sie nur unter Kontrolle halten.

Auch die Templer sollten wissen, dass sich die Lage verändert hatte und wer da zu ihnen gekommen war.

Ich löste mich von meinem Platz, ging auch nicht leise, damit ich einfach gehört werden musste.

Sie nahmen mich zur Kenntnis.

Sie drehten die Köpfe.

Sie nahmen gespannte Haltungen an, denn keiner von ihnen hatte mich erkannt.

»Ich bin es, John Sinclair!«

»Nein!«

»Doch«, entgegnete ich dem Sprecher, der seine Überraschung überwunden hatte und einen Schritt vortrat. Er schüttelte den Kopf, weil er noch immer ungläubig war, dann aber sah er mein Winken, und er kam schnell auf mich zu.

Er war schon älter, ich dachte über seinen Namen nach. Vom Ansehen her kannte ich ihn natürlich, und als er seine beiden Hände in die meinen legte, da fiel es mir wieder ein.

»Lucien?«

»Ja, John.« Wir umarmten uns. Ich merkte, wie sehr er zitterte, denn was er und die anderen hinter sich hatten, das war nicht einfach zu verkraften. Er zeigte sich auch erleichtert. »Es ist gut, dass du gekommen bist, John Sinclair. Wir haben auf dich gewartet. Wir hätten dich schon früher gern bei uns gehabt, aber…«

»Mir ist leider etwas dazwischengekommen. Mein Freund Suko sollte zu euch kommen und…«

»Er ist weg.«

Ich nickte.

»Und der Abbé auch.« Diese beiden Sätze hatten sich ziemlich hoffnungslos angehört, und Lucien senkte den Kopf. Die anderen Templer traten dicht an uns heran, sie wollten hören, was wir besprachen und ich schockte sie gleich mit einer Tatsache.

»Einer von euch blieb zurück. Er ist tot!«

»Alain?«
»Kann sein.«
»Alain Ducasse sollte Suko abholen«, sagte Lucien mit tonloser Stimme. »Er hat es wohl geschafft, aber dann…«, seine Stimme versickerte.
»Die schwarze Flut«, flüsterte ich.
»Ja, der Abbé warnte uns. Und es war gut, dass er es getan hat. Deshalb konnten wir auch fliehen. Es ist uns gelungen, dem Grauen zu entkommen.« Lucien trat einen Schritt zurück. »Aber was ist mit deinem Freund Suko?«
»Ich weiß es noch nicht. Gegenfrage: Was ist mit dem Abbé geschehen?«
»Er wollte warten.«
»Ich habe ihn nicht gesehen.« Lucien runzelte die Stirn. »Wir hoffen, dass er eine Lösung gefunden hat. Ebenso wie Suko.«
»Ich denke schon.«
»Und was denkst du?«
»Der Sessel«, sagte ich leise. »Ich habe alle Hoffnungen auf den Knochen-Sessel gesetzt. Er ist die einzige Fluchtmöglichkeit für beide gewesen. Da ich weder den Abbé noch Suko gesehen habe, müssen sie diesen Ausweg genutzt haben. Ich fand auch keine Leiche, euer Haus war leer und verlassen. Die schwarze Flut hat sich glücklicherweise nur darauf konzentriert. Die anderen Menschen in Alet-les-Bains sind von ihr nicht angegriffen worden.«
»Und jetzt hat sie sich verändert.« Noch während Lucien sprach, drehte er sich um.
Trotz der Dunkelheit waren die Skelette für uns gut zu erkennen.
Ihre rötlich schimmernden Körper hoben sich in der Dunkelheit ab.
Sie wirkten so, als hätte man sie dort hineingemalt. Einen Teil des langen Hangs hatten sie bereits hinter sich gebracht, und sie gingen unbeirrt weiter, verfolgt von den Blicken der Templer.
»Sie werden in den Ort gehen«, flüsterte Lucien. »Und dann?« fragte er, »was wird dann geschehen?«
Ich wusste es nicht, schlug allerdings vor, schneller als sie zu sein, um sie in Alet-les-Bains zu erwarten.
Skeptisch schaute mich der ältere Templer an. »Ist das ein guter Vorschlag?«
»Ja.«
»Was willst du dort tun?«
»Ich weiß es noch nicht. Wichtig ist, dass wir vorbereitet sind. Ich habe meinen Wagen in der Nähe stehen. Einige kann ich mitnehmen, die anderen sollten später kommen.« Mit diesem Vorschlag waren auch die anderen Templer einverstanden. Zu fünft liefen wir zu meinem Fahrzeug. Auch Lucien befand sich unter ihnen. Er sprach mit

einem Mann namens Jean, der unbedingt wollte, dass die Skelette zerhackt wurden.

»Nein, so einfach wird das nicht sein.«

»Aber sie haben keine Waffen, sie werden…«

Ich gab die Antwort. Inzwischen hatte ich die Autotüren für die Templer geöffnet. »Die Skelette haben einen Auftrag. Daran sollten wir uns gewöhnen. Sie stehen nach wie vor unter dem Einfluss Baphomets, daran solltet ihr immer denken.«

Jean schaute mich fast wütend an.

Er war anderer Meinung, behielt sie aber für sich und stieg ein.

Neben mich setzte sich Lucien.

Als er die Tür zuschlug und ich den Wagen startete, atmete er zum ersten mal auf. »Jetzt fühle ich mich sicherer, John.«

»Tatsächlich? Wie kommt es?«

»Es mag daran liegen, dass ich vor der schwarzen Flut mehr Angst gehabt habe als vor den Skeletten. Sie war nicht greifbar, für sie gab es keine Hindernisse, für die Knöchernen schon.«

»Da kannst du recht haben.«

Er legte mir eine Hand auf die Schulter. »Ich habe recht, glaube mir, John.«

Nun ja, wir würden sehen.

Um die Knöchernen fuhr ich einen Bogen. Ich raste nicht in sie hinein, zudem kümmerten sie sich auch nicht um uns. Sie gingen unbeirrt ihren Weg, der wie vorgezeichnet war. Auf mich machten sie den Eindruck, dass sie noch etwas Bestimmtes vorhatten. Ich fuhr langsamer und blieb eigentlich auch auf gleicher Höhe mit ihnen, so dass ich sie relativ gut beobachten konnte.

Ihre Körper bewegten sich in einem wiegenden Rhythmus, was auch am etwas abfallenden Untergrund lag, aber die Knochenköpfe hatten sie erhoben, um gegen den dunklen Nachthimmel zu schauen, als gäbe es dort etwas Außergewöhnliches zu entdecken.

Das war in der Tat so.

Nicht dass sich der Himmel großartig verändert hätte, aber er bekam eine andere Farbe, und wir konnten die Wolken deutlicher erkennen. Sie verteilten sich wie kleine Wattebäusche, und auch sie hatten die rötliche Farbe der Skelette angenommen.

»Da!« rief jemand vom Rücksitz her. »Da, seht doch! Verdammt, das ist unmöglich…«

Ich stoppte.

Zwei Augen, riesengroß, zeichneten sich auf dem Himmel ab.

Auch sie schimmerten rot bis violett, aber ihre eigentliche Farbe konnte trotzdem nicht überdeckt werden. Es waren keine normalen Augen, sondern Karfunkelaugen. Sie gehörten Baphomet Es gab keinen von uns, der sich zu einem Kommentar hätte hinreißen lassen.

Zu überrascht und perplex waren wir, denn mit dieser Erscheinung hatte niemand gerechnet.

Baphomet zeigte sich. Der großer Beschützer wollte ihnen klarmachen, dass er sie nicht aus der Kontrolle entlassen hatte. Durch sein ungewöhnliches Erscheinen wollte er ihnen Mut geben, und die Knöchernen gingen auch keinen Schritt mehr weiter. Sie waren stehen geblieben, hatten die kahlen Schädel zurückgelegt und schauten gemeinsam in den Himmel und natürlich gegen die Augen ihres mächtigen Mentors.

»Sie gehorchen nur ihm«, sagte Jean leise. »Verdammt noch mal, wir sollten etwas tun.«

»Werden wir auch«, sagte ich.

»Und was?«

»Wir fahren weiter.«

Jean lachte schrill auf. »Das darf doch nicht wahr sein, Sinclair! Hier müssen wir uns zum Kampf stellen. Fahr hinein, zermalme sie mit den Reifen!«

»Nein.«

»Und warum nicht?« Seine Frage klang aggressiv. Es hatte sich angehört, als hätte er die Worte gebellt.

Ich drehte den Kopf. »Weil ich nicht jetzt schon die Auseinandersetzung will. Ich möchte herausfinden, was sie wollen und weshalb sie der Ort so anzieht. Ich gehe einfach davon aus, dass sie dort eine Aufgabe haben. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Das soll uns doch egal sein.«

»Nein!« Lucien drehte sich um. »Hör auf, Jean«, sagte er. »Wir werden tun, was John gesagt hat.«

Der Angesprochene schwieg. Er verfiel dabei in ein dumpfes Schweigen. Ich startete wieder und ließ das Auto langsam anrollen.

Unter den Reifen des Renaults knirschten die Steine. Nach wie vor stand das Augenpaar am Himmel, und die Skelette kümmerten sich nicht um uns. Wir rollten an ihnen vorbei. Vier Templer drehten sich um. Sie wollten sie so lange wie möglich beobachten.

Ich aber war froh, als wir den normalen Weg erreicht hatten. Endlich konnte ich schneller fahren, und Alet-les-Bains lag vor uns wie auf dem Präsentierteller.

Ein dunkler Ort, denn die Bewohner hatten nicht alle Lichter eingeschaltet. Noch immer lebten sie in der Furcht vor dem Mörder mit dem Messer. Sie konnten nicht wissen, was sich in der Zwischenzeit ereignet hatte. Immer wieder musste ich die Gedanken an Suko unterdrücken. Es fiel mir schwer, mich auf die Realität zu konzentrieren. Die Skelette waren wichtiger. Ich wollte herausfinden, mit welch einem Auftrag sie Baphomet losgeschickt hatte.

Zum Glück befand sich Lucien an meiner Seite. Obwohl wir uns nicht

abgesprochen hatten, redete er in meinem Sinne und erklärte seinen Freunden, wie sie sich am besten zu verhalten hatten. Sie sollten sich an strategisch wichtigen Punkten im Haus verteilen, weil wir alle davon ausgingen, dass dies das Ziel der Skelette war.

Sollten wir uns allerdings irren, mussten wir hinaus und die Knöchernen angreifen, bevor sie es schafften, andere Menschen zu töten.

Es gab die schwarze Flut zwar nicht mehr, sie aber kamen mir vor wie die Flut in veränderter Form.

Meine Mitfahrer atmeten auf, als wir in den Ort hineinrollten. Sogar Jean war zufrieden.

An der alten Stelle parkte ich den Wagen und stieg aus. Die Templer hatten den Renault schon verlassen. Lucien redete auf sie ein und wandte sich dann an mich.

»Ist das in deinem Sinne, John?«

»Richtig.«

»Wir warten also auf sie?«

»Es ist das beste.«

»Was ist, wenn sie nicht kommen?«

Ich lächelte Lucien an. »Die kommen, mein Lieber, verlass dich darauf.«

»Nein, das ist mir zuwenig. Wenn sie uns besuchen wollen, müssen sie einen Grund haben. Bei der schwarzen Flut konnte ich ihn mir vorstellen, jetzt aber fällt es mir schwer.«

»Ich kenne ihn auch nicht«, gab ich zu. »Wir müssen einfach davon ausgehen, dass wir zu Baphomets Feinden gehören. Er wird es sich nicht leisten können, sich diese Chance entgehen zu lassen.« Ich nickte ihm zu. »Komm, lass uns hineingehen…«

Schweigend schritt Lucien vor.

Es hatte sich nichts verändert, aber die Templer bewegten sich in ihrem eigenen Haus wie Fremde. Für einen Außenstehenden wie mich war es seltsam, dies zu beobachten. Die Männer steckten voller Misstrauen und Spannung. Lucien hatte ihnen geraten, so wenig Licht wie möglich zu machen, daran hatten sie sich auch gehalten und das Haus sowie die einzelnen Zimmer möglichst im Schein einzelner Taschenlampen abgesucht. Die Männer hatten nichts Verdächtiges feststellen können, wie sie Lucien meldeten. Sie zeigten sich dabei erleichtert, und der Vertreter lächelte ebenso wie ich, denn nichts anderes hatten wir erwartet.

Lucien hatte sich an das Fenster gestellt, während ich den Raum im Schein meiner Lampe durchsuchte. Der Templer hörte meine Schritte, auch mein Gemurmel, das nicht eben optimistisch klang, und er wollte den Grund der Unruhe wissen.

»Nun, ich vermisse etwas.«

»Was denn?«
»Den Würfel.«
Lucien drehte sich um. »Es tut mir leid, John, da kann ich dir auch nicht helfen. Ich denke, dass ihn der Abbé mitgenommen hat, was mir wiederum nicht so unlieb wäre, denn da hat er einen gewissen Schutz, wo immer er sich aufhalten mag.«
»Stimmt.«
Lucien legte seine Hand auf den Knochen-Sessel. Er hatte sich dicht daneben gestellt. »Du könntest es einmal versuchen, John.«
»Sicher.«
»Sag mir, weshalb du es nicht tust.«
»Ganz einfach. Ich denke zwar, dass ich nach Avalon gelange, aber ich weiß nicht, wie ich von dort zurückkehren soll. Vielleicht könnte ich es schaffen, doch im Moment werde ich hier gebraucht. Später werde ich mir die Sache überlegen.«
»Das solltest du auch, schließlich gehört er dir.«
»Stimmt.« Ich war dichter an ihn herangetreten und sah, wie er mir sein Gesicht zudrehte.
»Begeistert hat es nicht geklungen, John. Ich will dich nicht kritisieren, aber es ist mein Eindruck gewesen.«
»Du hast recht, Lucien.«
»Dann bist du auch nicht begeistert?«
»Nein, ich sehe ihn eher als eine Last an. Mit diesem Sessel habe ich mir etwas angetan, bin aber nach wie vor davon überzeugt, richtig gehandelt zu haben.«
»Das ist dein Problem.«
»Ich werde damit fertig.«
Lucien sprach weiter. »Kannst du dir vorstellen, John, dass es Kräfte gibt, die den Sessel hassen? Die vermeiden wollen, dass er in gewisse Hände gerät? Zum Beispiel in deine?«
»Worauf willst du hinaus?«
»Bitte, beantworte meine Frage. Kannst du dir das vorstellen?«
»Schon. Dazu brauche ich nicht mal viel Phantasie.«
»Du weißt auch nicht, woher er stammt. Wer sich aus diesem Sessel als Skelett hervorgeformt hat.«
»So ist es.«
»Er war sicherlich kein schlechter Mensch.«
»Er war ein Templer.«
Lucien nickte. »Richtig, mein Freund, er war ein Templer. Und ich bin davon überzeugt, dass er sich auf dem rechten Pfad bewegte und nicht auf die Seite Baphomets wechselte. Ich gehe weiter davon aus, dass Baphomet ihm dies übel genommen hat und versuchen wird, den Sessel in seinen Besitz zu bekommen. Er hat sich seiner uralten Diener erinnert, er hat sie als die schwarze Flut geschickt. Sie konnten es in

diesem Zustand nicht schaffen, sie sind zu Skeletten geworden durch das Eingreifen Hector de Valois, aber auch als Knöcherne haben sie nicht aufgegeben, denn sie haben sich, wie wir alle sehen konnten, auf den Weg nach Alet-les-Bains gemacht. Ich rechne damit, dass die ersten bald hier erscheinen werden, um in das Haus einzudringen.«

»Sie wollen den Sessel zerstören.«

»Ja.« Lucien räusperte sich. »Nicht nur ihn, John. Sie wollen möglicherweise auch den Templer vernichten, aus dessen Gerippe sich der Sessel geformt hat. Ich gebe zu, es hört sich etwas kompliziert an, ich jedoch bin davon überzeugt, der Wahrheit einigermaßen nahe zu kommen. Wenn du eine andere Meinung hast, sage sie bitte.«

Ich schaute durch die Scheibe.

»Du schweigst?«

»Ich kann dir nicht widersprechen.«

»Dann bist du also der gleichen Ansicht wie ich?«

»Das denke ich schon.«

Lucien atmete auf. »Wir wissen, worauf wir nun achten müssen. Ich habe die Skelette nicht gezählt, weil ich in der Schlucht einfach zu geschockt war. Aber es waren mehr als zehn.«

»Wir werden auch sie schaffen.«

»Das hoffe ich.«

Nach diesem Dialog schlief unser Gespräch ein. Uns blieb nur das Warten. Mein Templer-Freund zog sich zurück. Er wollte nach den anderen schauen. Ich hielt die Stellung. Nicht dass mich die Nähe des Sessels unsicher gemacht hätte, doch es lief mir schon kalt den Rücken runter, wenn ich an ihn dachte.

Er war ein makabrer und dämonischer Transmitter in andere Welten. Natürlich dachte ich darüber nach, ob ich dort die Lösungen für meine Probleme finden konnte. War Avalon diese Möglichkeit? Ich wusste es nicht, ich kannte einfach zu wenig und strich mit einer beinahen zärtlichen Geste über die Stuhllehne hinweg. Das Gebein war nicht kalt. Eine leichte Wärme floss über die Innenhaut meiner Hand. Die Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, weil ich das Gefühl gehabt hatte, eine Botschaft zu empfangen.

Noch einmal fasste ich nach. Nichts…

Wahrscheinlich nur Einbildung.

Aber die Bewegung auf dem Platz vor dem Haus hatte ich mir nicht eingebildet. Dort schlich jemand vorbei. Ein Schatten in der Nacht, allerdings leicht schimmernd, als würde durch die Knochen ein rötlichviolettes Licht irren.

Sie waren da! Ich drehte mich um, weil ich hörte, wie die Tür geöffnet wurde.

»Lucien, ich habe…«

Meine Worte versickerten.

Es war nicht Lucien, der in den Raum getreten war. Auf der Schwelle stand ein Skelett, und es hatte sich bewaffnet. Mit beiden Knochenklauen hielt es eine lange Glasscherbe umklammert, von deren Spitze dunkles Blut zu Boden tropfte.

***

Die Templer hatten sich an die Worte und Empfehlungen des grauhaarigen Lucien gehalten und sich in den Räumen verteilt, von denen aus sie einen guten Überblick hatten.

Sie alle standen unter einem Druck. Sie wussten, dass ihre Sicherheit trügerisch war.

Jeder von ihnen war durch den Abbé darüber immer wieder informiert worden, wie gefährlich der Dämon Baphomet handelte, dass er keine Rücksicht kannte und seine Feinde dort tötete, wo er sie fand.

Das wusste auch Jean! Man konnte ihn nicht gerade als einen wilden Jüngling ansehen, ein Hitzkopf war er schon. Er hatte sich den Templern aus edlen Motiven angeschlossen. Er war nicht nur von ihrer Mission überzeugt, er wollte auch das Böse auf der Welt bekämpfen, denn er hatte erlebt, wie seine Schwester gewissenlosen Satanisten zum Opfer gefallen war. Von diesem Zeitpunkt an hatte es eine Zäsur in seinem Leben gegeben. Sein Sinnen und Trachten hatte er darin gesehen, alles Grausame zu vernichten. Er war in die Gemeinschaft der Templer aufgenommen worden, ohne dass die anderen von seinen Motiven wussten. Nur der Abbé war eingeweiht worden, und er hatte zugestimmt.

Jean kochte innerlich.

Die schrecklichen Minuten in der Schlucht hatte er vergessen. Die schwarze Flut gehörte der Vergangenheit an. Zurückgeblieben waren die Skelette, und die wiederum stufte er als nicht so gefährlich ein wie diesen tückischen Nebel.

Er konnte auch das Handeln dieses John Sinclair nicht begreifen.

Natürlich kannte er ihn. Der Abbé hatte oft genug von ihm gesprochen, doch bis vor wenigen Stunden hatte sich Jean ein völlig falsches Bild von diesem Geisterjäger gemacht. Er hatte sich ihn als einen mutigen Draufgänger vorgestellt, das aber schien ein Schuss in den Ofen gewesen zu sein. Seiner Ansicht nach hatte sich Sinclair nicht gerade wie ein Feigling benommen, sich aber weit unter Wert verkauft. Er hätte die Knöchernen längst angreifen und vernichten können.

Dazu war es nicht gekommen, aus welchen Gründen auch immer.

Jedenfalls blieben sie Jean rätselhaft, und er hatte sich vorgenommen, als einzelner etwas zu unternehmen.

Er wollte sich den Knöchernen stellen.

Jean hatte einen Platz in dem Haus zugewiesen bekommen, von dem aus er einen Teil der Frontseite überblicken konnte sowie die Einmündung einer kleinen Straße, die in die Ortsmitte von Alet-les-Bains führte.

Es stand nicht fest, aus welcher Richtung die Skelette kommen würden. Jean ging davon aus, dass sie einen Kreis um das Gebäude schlossen, um dann von verschiedenen Seiten aus anzugreifen.

Er fieberte dem Augenblick entgegen, wo eines dieser Skelette in seinen Sichtbereich geriet.

Lange brauchte er nicht zu warten.

Die Bewegung dicht neben einem Hauseingang schräg gegenüber passte einfach nicht in die Starre der Ortschaft hinein, in der sich kein Mensch auf die Straße traute.

Das war ein Skelett.

Jean spürte die Wut in sich hochsteigen. Das Blut hämmerte hinter seinen Schläfen. Er trachtete nach Rache, trat dicht an die Scheibe heran und drehte den Kopf nach links.

Ja, er war da! Jetzt hätte er die anderen alarmieren müssen, so zumindest war es abgesprochen, das aber tat Jean nicht. Sein Hass auf dieses Skelett war einfach zu gewaltig. Er wollte es vernichten, er wollte es tot sehen, er wollte es zertrümmern.

Dazu hatte er sich bewaffnet.

Die anderen hatten es nicht gesehen, denn Jean war in die kleine Templer-Werkstatt geschlichen und hatte sich dort einen mittelschweren Hammer besorgt.

Er grinste hart, als er sich vorstellte, wie der Hammer den Schädel zertrümmern würde, zog sich vom Fenster zurück, öffnete leise die Zimmertür und trat hinaus auf den Flur.

Im Haus war es still.

Bisher war er der einzige gewesen, der ein Skelett gesehen hatte, und er hoffte, dass es auch eine Weile so bleiben würde. Zumindest so lange, bis er den ersten Sieg erreicht hatte. Niemand sah ihn, als er über den Flur huschte und auf die Eingangstür zuging. Der Hammer wog schwer in seiner rechten Hand. Es machte ihm nichts aus, er war kräftig genug, um den Knöchernen mit einem Schlag vernichten zu können.

Wieder einmal freute er sich darüber, wie gut geölt die Tür war.

Lautlos konnte er sie aufziehen und in die Kühle der Nacht huschen.

Er zog sie wieder zu, wandte sich nach links, denn dort hatte er diese makabre Erscheinung entdeckt.

Sie stand nicht mehr dort! Jean verzog die Lippen. Getäuscht hatte er sich nicht. Er konnte sich auch nicht vorstellen, dass es dieser unheimlichen Gestalt mittlerweile gelungen war, in das Haus einzudringen. Da hätte er einfach etwas hören müssen.

Also war der Knöcherne noch draußen.

Geduckt bewegte er sich an der Hauswand entlang. Niemand sollte ihn bei seiner Aufgabe sehen.

Er wollte es ihnen allen zeigen, besonders diesem Sinclair.

Plötzlich stand der Knöcherne vor ihm.

So schnell, dass der junge Templer erschrak. Er blieb nicht stehen, sondern wich einen kleinen Schritt zurück. Nicht aus Furcht vor der Gestalt, Jean wollte den nötigen Platz haben, um ausholen zu können. Mit beiden Händen hielt er den Hammerstiel umfasst. Das Skelett stand vor ihm. Er traf keinerlei Anstalten, zurückzuweichen, so musste es einfach getroffen werden.

Der Hammer sauste nach vorn und auch nach unten! Ein perfekter Hieb – und ein Treffer! Wuchtig prallte das an seinem unteren Ende viereckige Eisenstück auf den Schädel.

Kein Schrei, kein Stöhnen, nur das Krachen und Splittern der Knochen.

Für Jean hörte es sich an, als hätte er durch diesen Schlag eine dicke Eisschicht zertrümmert.

Das Skelett brach vor ihm zusammen. Es hatte den Eindruck, als würde die rote Farbe dabei weghuschen und sich in der Dunkelheit verteilen. So einfach war das also.

Er richtete sich wieder auf und überlegte, ob er noch einen zweiten Schlag führen sollte.

Da spürte er etwas Heißes in seinem Rücken! Es war seltsam, im ersten Augenblick empfand er es sogar als angenehm. Bis der Schmerz kam.

Ein furchtbares Gefühl durchströmte ihn. Ein Brennen wie das heißeste Feuer. Eine Glut, die von den Zehenspitzen hoch bis in den Schädel jagte.

Etwas bewegte sich in seinem Rücken. Er hatte den Eindruck, als würde ein Gegenstand aus seinem Körper hervorgezogen, und Jean schaffte es, sich auf der Stelle zu drehen.

Vor seinen Augen erschienen bereits die ersten Schatten, trotzdem konnte er erkennen, dass vor ihm ein zweites Skelett stand. Vor Sekunden noch hatte er sich in seinem Rücken befunden, und mit seinen beiden Knochenhänden hielt es eine lange spitze Glasscherbe umklammert.

Von ihr floss Blut.

Sein Blut! In diesem Augenblick kam Jean zu Bewusstsein, was eigentlich geschehen war. Dass ihn die Spiegelscherbe getroffen hatte und tödlich verletzt hatte.

Aber er stand noch.

Die Schmerzen wühlten sich durch. Er schmeckte plötzlich Blut im Mund. Nicht nur Tropfen, es strömte aus einem Innern hervor und

füllte den Mund, so dass er ihn nicht mehr geschlossen halten konnte. Als er ihn öffnete, floss der breite Strom über seine Lippen. Und mit ihm fiel auch er nach vorn.

Tot blieb er auf dem kalten Boden liegen. Direkt vor den Knochen des Skeletts.

Sein Mörder aber drehte sich um und ging auf die offene Haustür zu, um seine Aufgabe zu erfüllen.

***

Jetzt stand er vor mir! Natürlich hatte ich das Blut gesehen, das in dicken Tropfen zu Boden fiel. Ich konnte mir auch gut ausrechnen, was geschehen war. Diese Gestalt hatte einen Menschen entweder schwer verletzt oder aber brutal getötet.

Ich sollte als nächster an die Reihe kommen.

Mit dem Rücken stand ich vor dem Sessel. Ich hatte irgendwie den Eindruck, dass dieser Eindringling ausgerechnet ihn fixierte. Seine Bewegungen waren eckig. Als er auftrat, da klapperten die alten Knochen, das rötliche Leuchten innerhalb seiner Knochen blieb. Baphomeths Geist wollte ihn nicht loslassen.

Ich war für ihn kein Gegner. Wahrscheinlich hatte er das erste »menschliche Hindernis« bereits überwunden, vor dem zweiten fürchtete er sich eben.

Ich ließ mich auf keinen Kampf ein, sondern schleuderte ihm blitzschnell mein Kreuz entgegen.

Es rutschte seitlich an der Glasscherbe entlang. Da sich das Skelett noch in der Bewegung befand, wurde es auch getroffen.

Plötzlich landete das Kreuz auf seinem Fuß, blieb dort natürlich nicht liegen, aber die kurze Kontaktzeit hatte auch so ausgereicht.

Der Fuß fing an zu glühen. Zuerst dachte ich, dass Flammen aus ihm hervor schlagen würden, aber die Glut setzte sich fort und ergriff von seinem gesamten Körper Besitz. Vor meinen Augen zerfiel er zu Asche. Dabei sackte er ineinander. Der Kopf war plötzlich zu schwer geworden, er fiel ab und wurde ebenso zu Staub wie die Gestalt.

Zurück blieb mein Kreuz.

Ich lief hin, bückte mich, nahm es wieder an mich und wollte auf die Tür zugehen, als ich im Flur Stimmen hörte. Plötzlich war Lucien wieder da. Ich machte jetzt Licht, sah, dass er bleich wie der Tod war und wollte ihn fragen, da rückte er bereits mit seiner Erklärung heraus, die er durch heftige Handbewegungen unterstrich.

»Verdammt noch mal, John, es ist passiert! Er ist tot… er … lebt nicht mehr.«

»Wer?«

»Jean.« Ich schloss die Augen für einen Moment und hörte, wie Lucien weiter sprach. Er redete davon, dass Jean draußen vor dem

Haus in seinem Blut lag, und nun wusste ich Bescheid.

Es war Jeans Blut, das von der Glasscherbe getropft war und die Spur auf dem Boden hinterlassen hatte. »Damit hat er Jean ermordet«, sagte ich leise und deutete auf die Scherbe.

Lucien schwieg. Dann bekreuzigte er sich. In Starrheit durften wir nicht verfallen. Ich wollte wissen, ob es auch anderen Skeletten gelungen war, in das Haus einzudringen.

Er lehnte sich an die Wand. »Bisher habe ich keine gesehen.«

»Das ist gut so.«

»Meine Güte, aber…« Ich ließ ihn nicht ausreden, sondern fasste ihn an der Schulter und drehte ihn herum. »Komm mit, wir müssen hier raus! Wir werden sie fangen, Lucien …«

»Ich glaube nicht, dass…« Auf seine Worte achtete ich nicht. Er wurde von mir kurzerhand in den Flur geschoben. Bevor ich den Raum verließ, löschte ich noch das Licht. Im Flur sah ich die Schatten der anderen beiden Templer. Auch sie hatten mittlerweile erfahren, was mit Jean geschehen war, und sie hatten einiges von ihrer Sicherheit verloren.

»Was sollen wir denn tun?« Auf diese Frage hatte ich gewartet.

»Wir werden uns so gut wie möglich zurückziehen.«

»Wie?«

»Ja, nach oben.«

Das verstand auch Lucien nicht. Kopfschüttelnd schaute er mich an. »Du willst den Skeletten das Feld überlassen, John? Hast du dir das auch gut überlegt?«

»Habe ich. Und wir werden ihnen nicht entgegentreten. Wir werden sie ins Haus kommen lassen.«

»Ich begreife nicht…«

»Bitte, Lucien, wir müssen handeln, keine Diskussionen mehr. Es ist die einzige Möglichkeit, wenn es nicht noch mehr Tote geben soll. Im Haus sind die anderen Templer vor ihm relativ sicher. Vergiss nicht, dass die meisten unterwegs sind. Ich will nicht, dass sie ihnen in die Arme laufen, wenn du verstehst.«

»Nein, verstehe ich nicht. Ich weiß überhaupt nicht, was du eigentlich vorhast.«

»Das wirst du sehen.« Er stellte keine Fragen mehr, und auch die anderen blieben stumm. Ich trieb die drei praktisch die Treppe hoch, bis sie den ersten Absatz erreicht hatten. Dort sollten sie zunächst bleiben.

Natürlich stand auch mein Plan auf tönernen Füßen. Ich konnte nur hoffen, in etwa richtig gehandelt zu haben. Ich ging einfach davon aus, dass dieses Skelett einen Grund gehabt hatte, ein bestimmtes Zimmer zu betreten.

Nicht weil ich mich dort aufgehalten hatte, auf diese Ehre konnte ich

gut und gern verzichten, für mich gab es einfach ganz andere Gründe. In diesem Raum stand der Knochen-Sessel. Er war den Baphomet-Dienern ein Dorn im Auge, und ich konnte mir vorstellen, dass sie alles daransetzen würden, um ihn zu zerstören.

Der Treppenabsatz war ziemlich schmal. Ich drängte die Templer so weit wie möglich zurück.

Einer stellte sich sogar noch auf die unterste Stufe der folgenden Treppe.

Warten…

Stille umgab uns.

Auch ich konnte meine Nervosität nicht verbergen. Im Haus selbst rührte sich nichts, so konzentrierten wir uns auf die Geräusche, die von außen an unsere Ohren drangen.

Waren es Schritte? Ich schaute um den Knick des Geländers herum und hatte es gerade getan, als es geschah.

Die Haustür wurde von außen aufgedrückt. Sie schwang nach innen, ohne dass zunächst eine Gestalt erschien, was sich aber sehr bald änderte, denn plötzlich sah ich einen blanken, rötlichviolett schimmernden Arm.

Ein Knochengestell mit einer Knochenhand, die sich durch die Öffnung schob. Von außen her drückte eine Schulter gegen die Tür, die sich noch weiter öffnete.

Freie Bahn für die Skelette! Sie kamen hintereinander. Sie glichen einer Invasion des Unheimlichen. Hier versagte jede rationale Erklärung. Auch ich merkte, wie sich mein Magen zusammenzog.

Hoffentlich hatte ich mich nicht geirrt, denn es waren verdammt nicht wenig Gestalten.

Sie gingen durch den Flur. Ihre Knochenfüße hinterließen Echos, als sie sich gemeinsam einem Ziel näherten.

Es war das Arbeitszimmer des Abbés! Mir fiel zwar kein Stein vom Herzen, weil die Gefahr noch nicht gebannt war, aber es ging mir jetzt wesentlich besser, weil Teil zwei meines Plans sich allmählich erfüllte. Die makabren Gestalten dachten gar nicht daran, sich um uns zu kümmern, ihnen ging es um etwas ganz anderes. Sie wollten den Sessel! Die erste Gestalt hatte die Tür zum Arbeitszimmer des Abbés beinahe erreicht. Sie streckte ihre Knochenhand vor, umklammerte die Klinke und drückte sie nach unten.

Kein Quietschen ertönte, und auch kein anderes Geräusch war für uns zu hören, als das Skelett die Tür aufzog. Es trat in den Raum.

Die anderen drängten sich zusammen. Knochen schabten über Knochen. Wir hörten die schleifenden Geräusche bis auf den Treppenabsatz. Lucien stand jetzt neben mir. Seine Augen waren weit geöffnet.

In der Dunkelheit wirkten sie ungewöhnlich bleich.

»Ist es das, was du gewollt hast?« hauchte er. Ich nickte.

Er atmete tief aus. »Sag mir bitte, wie es weitergehen soll. Ich weiß nicht, wie du es schaffen willst…«

»Das ist einfach. Dir bleibt hier, und ich statte den Skeletten einen Besuch ab.«

Lucien wollte etwas sagen, wahrscheinlich widersprechen. Dazu ließ ich ihm keine Zeit mehr, denn ich befand mich bereits auf dem Weg nach unten.

Als das letzte Skelett über die Schwelle in den dunklen Raum hinein trat, hatte ich den Flur erreicht, wo ich zunächst stehen blieb. Ich wollte sehen, ob die Tür geschlossen wurde. Sie bewegte sich zwar, aber sie fiel nicht ins Schloss und blieb angelehnt.

Ich wartete nicht.

Auf Zehenspitzen schlich ich durch den Flur. Es war die Chance für mich, ich hatte die Skelette jetzt alle dicht beisammen und musste die Chance nutzen.

Die schwarze Flut war verändert worden, doch auch die Reste musste ich vernichten.

Die Templer blieben zurück. Still waren sie nicht. Sie schafften es einfach nicht. Ich hörte ihr gepresst klingendes Atmen, das mich auf meinem Weg begleitete.

Meine rechte Hand fasste wie von selbst nach der Klinke. Wie die Knöchernen kurz vor mir, so zog auch ich die Tür auf, um ihnen in das Zimmer zu folgen.

Auf der Schwelle blieb ich stehen und erkannte dann, dass sich auch der dritte Teil meines Plans erfüllte, denn alle Knöchernen hatten sich vor dem Sessel versammelt und drehten mir den Rücken zu.

Ich griff noch nicht ein. Für mich stand fest, dass sie den Sessel zerstören wollten. Sie hassten ihn, weil ihnen dieser Hass von einem Dämon namens Baphomet eingegeben worden war.

Ich wollte den Sessel erhalten, nicht nur weil er mein Eigentum war, er war auch der Weg in ein gewisses Land, und ich hoffte, durch ihn meinen Freund Suko zurückholen zu können.

Ich hielt das Kreuz in der rechten Hand. Mich wie ein Irrer auf die knöchernen Gestalten zu stürzen und versuchen, sie durch Karateschläge zu zertrümmern, überließ ich gern irgendwelchen Filmhelden, wo alles nur Spiel war.

Ich hatte es leider mit dem echten Grauen zu tun, wartete noch einen Moment, weil mir eine Bewegung hinter den beiden Fenstern aufgefallen war.

Nicht dass sich die Luft dort verdichtet hätte, sie war schon eine andere von der Farbe her geworden. Das tiefe Rot, vermischt mit einem düsteren Violett lag dort wie ein dichter Schleier, aus dem sich zwei kalte, grausame Augen hervorschälten.

Baphomet zeigte sich, und er würde auch den nächsten, den alles entscheidenden Befehl übersenden.

Dazu sollte es nicht kommen, dazu ließ ich es nicht kommen. Ich ging soweit vor, bis ich die Höhe des Lichtschalters an der Wand erreicht hatte.

Dann kickte ich ihn nach unten.

Das leise »Klick« klang dabei wie ein Startschuss.

Es wurde hell. Und ich trat voll in den Raum hinein Obwohl noch nichts passiert war, hatte sie das helle Licht getroffen wie ein Schlag, denn die Skelette sahen so aus, als würden sie auf der Stelle einfrieren.

Da standen sie vor mir wie eine Anzahl von Puppen, die jemand in das makabre Kabinett eines Jahrmarkts hineingestellt hatte. Das Deckenlicht sorgte auch dafür, dass sich die Farbe der Knochen etwas veränderte. Es drückte das durch die Gebeine fließende Rot zurück und ließ sie beinahe natürlich erscheinen.

Ich schaute gegen die Rücken der Schädel.

Sie waren blank und schimmerten dort, wo sie vom Licht getroffen wurden, wie kleine Spiegelflächen. Ich wusste nicht, auf welche Art und Weise sie den Sessel hatten zerstören wollen, für mich war nur wichtig, dass er noch existierte, denn die Knöchernen standen vor ihm, ohne ihn auch nur mit einem Finger zu berühren.

Ich sagte nichts, hielt sogar den Atem an und wollte den Moment der Überraschung auskosten.

Ich war auch gespannt darauf, ob sie aus eigenem Antrieb handeln konnten oder nur Baphomets Befehle ausführten.

Und sie handelten aus eigenem Antrieb, denn das Licht musste sie einfach irritiert haben.

Gemeinsam drehten sie sich um. Wieder kam mir diese Szene so unnatürlich vor. Ich hatte den Eindruck, Puppen vor mir zu sehen, aber keine lebenden Wesen. Sie bewegten sich dabei ruckartig zu einer Seite hin. Ich schaute auf ihre Schädel, sah die makabren Fratzen ihrer zerstörten und leeren Gesichter mit den dunklen Augenhöhlen darin und den offenen Mäulern, die so finster nicht waren, denn in ihnen bewegte sich das rötlichviolette Licht. Drang es hervor? Ich wartete ab. Ich musste auch herausfinden, wie der mächtige Geist des Baphomet reagierte, der vor dem Haus lauerte. Logisch wäre es gewesen, wenn er den Befehl zum Angriff gegeben hätte, schließlich stand ich allein.

Sie rückten vor.

Ich konnte über das Klappern der Gebeine nicht mal lächeln und ließ sie erst gar nicht weit kommen. Alle standen vor mir. So hatte ich die veränderte schwarze Flut eigentlich auch haben wollen, und deshalb rief ich laut und deutlich die Formel meines Kreuzes.

»Terre pestem teneto – salus hie maneto!« Jetzt musste es passieren.

Und es passierte. Die geballte Macht meines Kreuzes, das herrliche Licht, das die schwarze Flut zusammen mit dem Siegel der Templer schon einmal vertrieben hatte, ließ mich nicht im Stich.

Es breitete sich aus, es wurde zu einem zitternden grellen Vorhang, der keinen Winkel des Zimmers ausließ und die Dunkelheit radikal vertrieb.

Nicht ich stand im Zentrum des Scheins. Es waren die Skelette, die von ihm getroffen wurden.

Sie hatten unter der Weißen Magie zu leiden, denn sie war tödlich.

Alle bewegten sich.

Es waren keine Bewegungen mehr, die auf einen Angriff hätten schließen lassen können. Sie zuckten, sie sackten in die Knie, sie rissen dabei ihre Knochenarme in die Höhe, und ihre Finger klackten gegeneinander, wobei sich manche von ihnen ineinander verhakten, ohne dass ein Skelett dem anderen einen Halt hätte geben können.

Das Licht zuckte zwischen ihnen hin und her. Es war auf der Suche, es wollte jeden Körper zertrümmern oder verglühen lassen, und das helle Licht strömte wie Elektrizität in die Gestalten hinein, bevor es sie vernichtete.

Es war ein Vorgang, über den ein Laie nur hätte staunen können.

Ich gehörte nicht dazu, denn ich wartete darauf, dass die verfluchte Brut verging. Die Skelette taten mir den Gefallen. Baphomets Macht war in diesem Fall zu schwach gewesen.

Hier standen ihnen keine harmlosen Bewohner aus Trevine gegenüber. Ich war jemand, der sie in Schach halten konnte, und ich schaute mit großer Erleichterung zu, wie sie der Reihe nach verglühten und als schimmernde Aschefahnen ineinander fielen, wobei der Staub vor dem Knochen-Sessel liegen blieb.

Aus, vorbei! Diesen Spuk hatte ich geschafft. Mit dem Kreuz in der Hand trat ich dem Fenster entgegen. Es war letztendlich leicht gewesen, die veränderte Flut zu stoppen. Ich hätte es schon vor der Felsenkathedrale in Angriff nehmen können, doch ich hatte mir über ihre Pläne sicher sein wollen. Jetzt wusste ich, dass der Knochen-Sessel dem Dämon Baphomet ein Dorn im Auge war.

Er gehörte zu seinen Feinden. Demnach musste die Person, die ihr Gerippe hergegeben hatte, auf meiner Seite gestanden haben. Es tat gut, dies zu wissen.

Ich schaute aus dem Fenster und suchte dabei den Himmel nach den beiden Karfunkelaugen ab.

Sie waren nicht mehr zu sehen. Baphomet hatte seine Niederlage eingesehen und sich zurückgezogen.

Stellte sich nur die Frage, wann er wieder erscheinen und es von neuem versuchen würde.

»Du hast es tatsächlich geschafft, John…«

Als ich mich umdrehte, schaute ich in das Gesicht des Templers Lucien. Er lächelte, Erleichterung stand in seinen Zügen zu lesen. Er und seine Freunde konnten etwas beruhigter in die Zukunft schauen, aber sie hatten auch die traurige Pflicht, einen der ihren zu begraben.

Ich schüttelte den Kopf. »Geschafft, Lucien, habe ich es nicht. Suko und der Abbé sind nach wie vor verschwunden. Solange ich ihnen nicht wieder die Hand schütteln kann, möchte ich von einem Sieg nicht reden, auch wenn es dich enttäuscht.«

Er kam zu mir.

»Ich wusste, dass du so denkst. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass wir dieses andere Problem auch noch lösen.«

Gut, dass Lucien so dachte. Ich hätte meine Hand dafür nicht ins Feuer gelegt…

ENDE